Friedel und Oswald.

Zweiter Band.

Friedel und Oswald.

Roman aus der Tiroler Geschichte

von

Herman Schmid.

Zweiter Band.

Berlin, 1866.
Druck und Verlag von Otto Janke.

ine,
ungen

Erstes Capitel.

Im Schnee.

„Das ist ein arges Unwetter heut!“ sagte in dem kleinen Klösterlein zu Sankt Christoph auf dem Arlberg ein alter Mann in dunkler Mönchskutte, und zog fröstelnd die Kapuze auf das kahle Haupt, während er die Augen näher an die kleinen runden Scheiben hielt, um besser in die Nacht hinausblicken zu können. „Der Schnee wirbelt, als ob ihn der böse Feind durcheinanderjagte, und vom hohen Säntis weht's so eisig herüber, daß die Flocken im Fallen gefrieren. Bin doch schon ein zehn Jährlein hier oben auf dem Arlberg, hab' manche wilde Sturmnacht gesehn, aber eine solche noch nicht! Sankt Christoph mag mit den armen Wallern sein, die etwa noch unterwegs sind, sonst weht es sie von den Felsen herunter oder sie versinken in den Schneegewinden!“

„Wir haben's erfahren," sagte Dießenhoven, der in der ärmlichen Gaststube des Hospizes am schlichten Holztisch saß, mit dem Rücken gegen den unförmlichen Ofen gekehrt, vor sich eine schlichte hölzerne Weinkanne. „Es ist wahrlich kein Kinderspiel, bei Winterszeit über den Arlberg zu reiten! Hat uns auch noch tüchtig erwischt! Wer konnte aber auch denken, daß diesen Abend noch ein solches Unwetter losbrechen würde; der Tag war schön und hell und hat sicher noch manch' Andern aus der Herberge gelockt!"

„Mag wohl sein, Herr," entgegnete der Bruder, „ist doch den ganzen Tag über der Zug der Wanderer nicht abgebrochen, schier wie eine Kette, an welcher ein Ring in den andern greift. Alles will und eilt nach Constanz zur großen Kirchenversammlung: es ist, als ob die halbe Welt auf der Wanderschaft wäre, der andern Halbscheid einen Besuch zu machen. Gestern haben Reisige bei uns gerastet, mit einer Schaar von Zeltern und Saumrossen; waren Dienstleute unsres Herzogs Friedel, die er vorausgeschickt, weil er in diesen Tagen auch des Weges fahren will, aus dem obern Innthal her, vom Kloster Stams, wo er Inlager gehalten . . ."

„Wohl möglich,“ sagte Dießenhoven, mit einem leichten Seitenblick auf seinen Gefährten, der ebenfalls ritterlich gekleidet auf dem etwas erhöhteren Ehrenplatz in der Ofenecke ruhte und zu schlummern schien. Er hielt Kopf und Angesicht abgewendet, wie um zu vermeiden, daß ihm das Lampenlicht störend in die Augen falle oder daß es seine Züge beleuchte und ihn kenntlich mache. „Ihr kennt Herzog Friedrich, unsern gnädigsten Herrn wohl gar nicht? Bruder ... wie ist doch Euer Name?“

„Frater Felix,“ erwiderte der redselige Mönch, indem er etwas näher trat, „Felix, Herr, das ist der Name, den ich führe, seit ich auf dem Arlberg bin — der Meister hat mir gesagt, der Name bedeute so viel wie glücklich, und das bin ich auch ... wenn ichs aber ganz sein sollt’, möcht’ ich den Herzog sehn, von dem ich so viel Gutes und Liebes gehört ... und doch, Herr, gäb’s noch etwas, das mich noch mehr freuen würde ...“

„Und das wäre?“

„Ist heut’ ein Bote dagewesen,“ fuhr der Frater fort, zutraulich noch näher rückend, „der hat Kunde gebracht, Papst Johannes, der heilige Vater, sei auch unterwegs nach Constanz, von Meran her,

durch's Vintschgau heraus . . . wenn er auch über den Arlberg käme, — und er kann ja nicht anders — und wenn er vollends bei uns einspräche und ich armer, unwürdiger Bruder gewürdigt würde, den Stellvertreter des Heilands auf Erden, das sichtbare Oberhaupt der Christenheit zu schauen von Angesicht zu Angesicht — dann wollt' ich gerne sagen wie Simeon und in Frieden dahin fahren!"

„. . . Meine Kanne ist leer," erwiderte Dießenhoven, ohne auf die Begeisterung des Mönchs zu achten, „füllt sie mir noch mal, Bruder Felix, falls nicht der Schneesturm den Weg in das Kellerlein des Hospitiums verschneit hat! Wenn Ihr auch den Pabst erwartet, mögt Ihr immerhin auch uns nicht über die Achsel ansehn — steckt oft allerlei unter einem unscheinbaren Wamms und an einem reichlichen Entgelt soll's nicht fehlen!"

Der Bruder ging ohne Erwiderung und kam bald mit voller Kanne zurück. „Gott gesegn' es," sagte er, sie dem Ritter zuschiebend, „wir haben noch einige Fäßlein und Ohrn im Keller . . . wir geben's auch nicht um der Person willen oder wegen des Entgelts: wir fragen den Gast nicht, wer er ist, woher er gefahren kommt und wohin er wandert —

daß er in Noth und Gefahr, ist für uns genug! Thäten's auch am liebsten umsonst und für Gotteslohn, aber der Meister ist arm und das Hospiz ist arm, und was Ihr geben wollt, werden Euch die verdanken, so nach Euch kommen!"

„Es muß doch wohl sein, daß Ihrs um Gotteslohn thut," sagte der Ritter lachend, „denn wenn's nicht das wär', wüßt' ich nicht, wofür Ihr hier oben auf dem Arlberg ein Leben führt, wie Hamster und Bergmaus!"

„Wer ist der Meister?" fragte der Ritter in der Ofenecke, doch ohne sich umzuwenden.

„Das will ich Euch wohl berichten, Herr, so Ihrs nicht wißt!" war die Antwort, „der Meister heißt Heinrich Findelkind . . ." [1])

„Sonderbarer Name! Woher stammt er?"

„Das weiß nur der liebe Gott, Herr — als kleines Kind ist er von Hirten auf dem Arlberg gefunden worden; mag sein, daß seine Eltern verunglückt sind, oder daß er von fahrendem Volk irgendwo mitgenommen und dann wieder zurückgelassen worden . . . die Hirten behielten ihn und so ist er aufgewachsen mit dem Vieh und unter dem Vieh, wie der Grashalm auf der Weide — aber Art läßt nicht

von Art, das Bübel muß guter Leute Kind gewesen sein, denn es ward wacker, fleißig und arbeitsam. Da mag er's oft mit angesehn haben, wenn das Frühjahr kam, der Schnee wegging und das Eis schmolz, wie aus den Schluchten die Leichen Derer hervorgezogen wurden, die in den Untiefen und Gewinden oder im Wettersturm hatten elend verkommen und erfrieren müssen . . . Da jammert's ihn, und wie er ein erwachsen und landläufig Bürschlein war, nahm er fünfzehn Gulden, die hatt' er sich erspart von seinem Hirtenlohn und bot sie dem, der sie nehmen wollt' und wollt' dafür ein kleines Spital aufrichten auf dem Arlberg, drinnen die, so zu Winterszeit reisen, Herberg finden, und aufgesucht werden, damit sie nicht in Verzweiflung sterben und ohne den Trost einer christlichen Seele . . ."

Der Ritter am Ofen richtete sich etwas auf. „Und fand sich Jemand," fragte er, „der das Geld nahm und sich daran wagte?"

„Nein, Herr — sie lachten über den dummen Buben, der seine paar Gulden für den größten Reichthum der Welt gehalten — er aber ließ sich nicht abschrecken, nahm den Wanderstab in die Hand und fuhr als ein Pilgrim durch die Welt und bettelte,

und wie er wiederkam nach Jahren, da hatt' er so viel zusammengeheischt an milden Gaben, daß er mit zwei Brüdern anfangen konnte, und baute das Kirchlein und das Hospitium. Seitdem steht es nun schon in die zwanzig Jahre und Gottes Segen ist darüber gewesen und es geht wohl schon in die Hundert, die wir gerettet und bewahrt haben vor einem grausigen leiblichen Ende und vor dem noch böseren der Seele!"

Schweigend hatten die Männer der Rede des Mönches gelauscht, und schienen in Gedanken darüber versunken; dieser selbst war wieder ans Fenster getreten.

„Heiliger Gott!" schrie er auf, nachdem er eine Weile in die Nacht hinausgelauscht hatte. „Da klingt das Nothglöcklein schon wieder . . . das kommt von der Tiroler Seite her . . . Was nun thun! Die Brüder sind alle schon mit dem Meister hinaus . . . ich bin der Einzige, der noch zurückgeblieben . . . Heiliger Schutzpatron, Sankt Christoph, was soll ich beginnen . . ."

Einen Augenblick lief der Bruder wie unschlüssig hin und her, während die Ritter sich erhoben und ebenfalls horchend ans Fenster traten . . . in Zwischenräumen ward durch das Tosen des Sturmes der

halb verwehte Ton eines gellenden Glöckleins hörbar. Das Schwanken des Fraters hatte indessen nur einige Augenblicke gewährt; als die Beiden sich umwandten, sahn sie ihn vor einem Wandschränkchen stehn, aus welchem er eine Hornlaterne hervorgeholt hatte und deren Docht an der Tischlampe anzündete. Allerlei Fläschchen mit stärkenden Geistern und belebenden Wässern steckte er in den Aermel seiner Kutte, und band sich ein langes, starkes Seil um die Lenden, um es einem Verunglückten etwa zuwerfen zu können. Dann nahm er Spaten und Schaufel auf die Schulter, faßte die Laterne, und schickte sich an, das Gemach zu verlassen.

„Was thut Ihr doch, frommer Bruder?“ rief Dießenhoven erstaunt. „Ihr werdet doch nicht allein hinaus wollen in das Unwetter?“

„Mir bleibt kein Besinnen,“ erwiderte der Mönch hastig, „vergebt nur, Ihr Herren, daß ich Euch allein lassen muß . . .“

„Aber allein seid Ihr doch unmöglich im Stande, den Verunglückten zu helfen!“

„Was ist denn der Mensch für sich allein im Stande?“ sagte Felix mit Miene und Ton gläubiger Zuversicht. „Was er wirkt und thut, das thut und

wirkt der liebe Gott in ihm — wenn es sein Wille ist, wird er auch mir die Stärke geben, so er dem heiligen Christophorus, unsrem Schutzpatron, verliehn!"

„Nun bei Gott, Mönchlein!" rief Dießenhovens Gefährte. „Dein frommer Sinn gefällt mir baß! Ich bin auf dem Wege nach Constanz und habe manch' hohen Bekannten dort — ich will sorgen, daß Du Bischof wirst, — Du kannst ein gut Beispiel geben in der argen Zeit . . ."

„Redet nicht so, Herr," erwiderte der Mönch eifernd, „heilige Dinge sind nicht zur Kurzweil gemacht . . . Ueber dem sündigen Gerede versäume ich mich, wo jeder Augenblick die Gefahr erhöht . . ."

Er eilte in Nacht und Unwetter hinaus.

„Was sagst Du dazu, Dießenhoven?" rief der jüngere Ritter. „Sollen wir Beide uns von dem Mönchlein beschämen lassen und in der Stube bleiben, indeß er sich mit jedem Schritte dem Tode aussetzt? Komm, Jörg, wir wollen ihm folgen und uns nicht zu fürnehm dünken, ein armes Bäuerlein oder einen fahrenden Kaufmann aus dem Schnee schaufeln zu helfen!"

„Nimmermehr, gnädigster Herr," war des Ritters Antwort. „Ihr dürft Euch solcher Gefahr nutz-

los nicht aussetzen — ich darf das nicht zugeben. Ich will unsre Knechte rufen, die in der Scheune drüben Einlager genommen und mit ihnen dem Bruder nachgehn, aber Ihr selbst dürft nimmer mehr . . ."

„Ich darf, was ich will —" entgegnete der Herzog, „und ich will mich nicht beschämen lassen . . . ich will nicht, daß ich mir selber klein vorkommen müßte, neben irgend Jemand . . . und jetzt, neben diesem geringen Mönch hat mich schier so etwas angewandelt in meinem Gemüth! Ich will nicht auf der Bärenhaut liegen und Andere in die Gefahr schicken — kein Wort mehr, Molly — wir gehören heute zu Meister Heinrichs Bruderschaft am Arlberg und wollen uns dessen würdig bewähren!"

Der Ritter zuckte die Achsel und warf einen sehr bedauernden Blick nach dem Ofen und der noch halbgeöffneten Kanne; es schien ihm nicht geheuer, beide um der kalten Sturmnacht willen zu verlassen, doch wagte er keine Widerrede und bald schritten sie, tief in ihre Mäntel gewickelt, dem Frater nach, dessen Hornlaterne matt schimmernd aus weiter Ferne den Weg zeigte. Das Schneegestöber hatte etwas nachgelassen und der Mond begann sich durch zerflatterndes Schneegewölk Bahn zu brechen; von den Schwei-

zeralpen aber blies es so schneidend kalt herüber, daß der Bart um die Lippen gefror und der Hauch sich zu dichtem Dampfe ballte. Von Zeit zu Zeit, wenn der Wind den Schall nicht verschlug, drangen die Töne des hellen Glöckleins scharf und dringend um die Bergschneide und über den haustiefen Schneefeldern daher. Bald war die Stelle erreicht, von wo der Hilferuf erscholl.

Schmal und steil wand sich der Pfad um die Ecke, mit Mühe kenntlich gemacht durch Tannenwipfel, welche in den Schnee gesteckt, die Gränzen bezeichneten, über welche hinaus der Sturz vom Felsen oder das Versinken in den Untiefen des Schnees den Wanderer bedrohte. Am Felsen selbst war ein Kreuzbild angebracht, um in der besondern Gefährlichkeit des Ortes an den zu mahnen, der den Unglücklichen auch hier nicht verließ; der obere Theil des Kreuzstammes diente dem Rettungsglöcklein zur Stütze.

Neben dem Kreuze im Schnee lag angstvoll und halberstarrt ein Mann in dunklem, ritterlichem Gewande auf den Knieen; halblaute Gebete in einer fremden Sprache tönten von seinen frostbebenden Lippen — das Schwert, dessen Gürtel er um die Mitte trug, hatte sich losgemacht und lag achtlos im

Schnee — es nützte nichts, wo die Kraft des Mannes nicht mehr ausreichte, den Schrecken der Natur zu trotzen und das ganze feine und fast schwächliche Aussehen des Knieenden zeigte, daß er mehr gewohnt sein mochte, mit andern Waffen als mit solchen von Eisen umzugehen. Von Zeit zu Zeit raffte er sich auf und riß wieder an dem herabhängenden Seile, daß die Glocke gellte; auch nachdem der Frater bereits bei ihm angelangt war, wiederholte er das Nothzeichen, als ob in seinem Entsetzen und in seiner Verwirrung die gebotene Hilfe ihm nicht genug erscheine und er noch mehr zur Rettung herbeirufen wolle.

Nebenan ging es in einen Bergeinschnitt hinab, der mit Schnee vollgeweht, die Reisenden getäuscht hatte, daß sie, die anscheinend ebne Bahn betretend, mit Roß und Wagen kopfüber hinabgestürzt waren in die Felsen und in den Abgrund des Schnees. Als die Knechte mit den Fackeln nahe kamen, wurden in der Tiefe Gestalten sichtbar, vergeblich bemüht, sich daraus hervor zu arbeiten oder an den glatten und beeisten Felsen empor zu klimmen. Die Knechte ließen das mitgebrachte Seil in die Tiefe hinab und riefen den Männern zu, es zu fassen und eine kräftige scharftönende Stimme antwortete mit

einer wälschen Verwünschung. Andere, den Frater an der Spitze suchten eine taugliche Stelle, um auf einem Umwege zu den Verunglückten in die Tiefe zu gelangen und eine Bahn zu finden, auf der auch Wagen und Gespann zur Höhe gebracht werden könnten.

Es währte nicht lange, so waren die Männer alle geborgen; der Mann aber mit der scharfen, markigen Stimme ließ nicht ab, seinem Unwillen Luft zu machen und weit entfernt, Besorgniß wegen der Gefahr in der er geschwebt, oder Freude über seine Rettung zu äußern, erging er sich in Schimpf- und Scheltworten über das abscheuliche deutsche Land und seinen noch abscheulicheren Winter.

Als er zuletzt mit Hilfe des Seils aus der Schneegrube heraufgeklettert war, erschien er als ein stattlicher nur etwas hagerer Mann mit scharf geschnittenen Zügen und stark gebogener Nase; tief liegende graue Augen funkelten unter starken Augenbrauenbüscheln hervor, um den herb geschlossenen Mund und das spitze Kinn lief der erste Anflug eines rothgrauen Bartes. Er schüttelte kräftig den letzten Schnee von Reiterwamms und Barett und rief in stark gebrochenem Deutsch dem Herzog zu. „Ist das ein Land, Herr? Das ist eine Fuchsfalle und Mörder-

grube — die bloße Zumuthung in ein solches Land zu reisen, ist eine Beleidigung!“ [2])

„Ein sonderbarer Gesell!“ murmelte Dießenhoven. „Und doch ist er der Einzige von der ganzen Sippschaft, der aussieht wie ein Mann — die Andern gleichen alle verkleideten Weibern oder gar Pfaffen!“

„Das Land ist rauh, Herr,“ erwiderte der Herzog jetzt, „rauher als der Süden, aus dem Ihr zu kommen scheint, aber seine Bewohner sind, wie Ihr seht, bereit, die Unbilden des Landes, das ihre Heimat ist, gut zu machen!“

„Entschuldigt Herr,“ entgegnete der Fremde, indem er den Herzog erst näher ins Auge faßte, mit würdevollem Anstande. „Ich bekenne meinen Fehler, daß es erst einer Mahnung bedurfte, Euch Dank zu sagen für die freundliche Hilfe — aber es wäre besser, es hätte deren nicht bedurft! Lieg' ich doch schier eine Stunde hier im Schnee — in des Teufels Namen, ich wollte die Gegend würde zur vollen Wildniß, daß kein Menschenfuß sie mehr betritt!“

„Um Gottes willen, Herr,“ rief Frater Felix, der inzwischen mit den Knechten herbeigekommen war. „Sprecht nicht so arge Verwünschung aus! Ihr habt wohl eher Grund zu beten, als zu fluchen — all' Eure

Leute sind, wie Ihr selbst gerettet und nur ein einziges Pferd ist todtgeblieben bei dem Sturz auf die Felsen!"

„Ein Pferd?" fuhr der Fremde ungestüm auf. „Doch nicht mein Leib-Rappe, mein Nero?" und als einer seiner Gefährten wie zustimmend nickte, fuhr er in auflodernd'em Zorn fort: „Verdammt! So soll das unterste Höllenfeuer auf dem Platze brennen, der mir meinen Liebling geraubt! Der Teufel . . ."

„Herr," unterbrach ihn Felix, indem er mit allen Zeichen der Entrüstung vor ihn trat, „ich biet' es Euch noch einmal — haltet inne mit solch bösem Fluchen und Verwünschen! Solches ist nicht erhört unter frommen Christen und hie zu Lande nicht der Brauch, und so Ihr nicht davon ablasset, wollen wir nicht Theil haben an dem Strafgericht, das Euer wartet und wollen von Euch lassen . . ."

Der Fremde murmelte etwas zwischen den Zähnen und ein häßliches Lachen verzog seinen Mund. „Voran Zabarella," rief er seinem Begleiter zu, „seht daß Ihr Eure fünf Sinne wieder zusammen lest . . . im Uebrigen thut streng, wie ich Euch befahl . . ." Mit einladender Geberde wandte er sich gegen Friedel und Dießenhoven und schritt voran mit

der Miene eines Mannes, der gewohnt ist, zu befehlen und seinen Befehlen gehorcht zu sehen.

Der ganze Zug folgte; Frater Felix den angeredeten Begleiter des Fremden führend, der noch nicht zur vollen Besinnung gekommen schien und verwirrte Gebete murmelte, in welche der Bruder von Zeit zu Zeit einstimmte.

Bald war des Findelkinds schützendes Hospitium erreicht und die neuangekommenen Gäste saßen mit den frühern in dem wohlerwärmten Gemache zusammen. Es galt, die Nacht zwischen Schlaf und Wachen lehnend und sitzend hinzubringen, denn das kleine Gebäude bot wenig Raum für so viele Besucher und noch wenigere Lagerstätten. Herzog Friedrich hatte sich wieder auf seinen Lauerposten am Ofen zurückgezogen, unweit von ihm, wie Wache haltend, saß Dießenhoven hinter seiner Kanne aufgepflanzt: der rothbärtige Fremde lehnte gegenüber, etwas vom Lampenschatten verdunkelt und sah tief nachsinnend vor sich hin: es mochten kühne, gewaltige Gedanken sein, die hinter der breiten hochgewölbten Stirn hausten. Der Gefährte lehnte neben ihm an der Wand, das Haupt auf die Brust herabgesenkt und in tiefem Schlummer sich erholend von den Schrecken und Mühen der ver-

gangenen Stunden. In einer dunklen Seitenecke saß Bruder Felix, mit der Müdigkeit und dem Schlafe kämpfend, der ihn trotz des Eifers überkam, womit er im Gebete für die gelungene Rettung dankte.

„Die Nachtstunden schleichen langsamer als eine Schnecke kriecht!“ sagte nach einer Weile Dießenhoven, dem das allgemeine Schweigen unerträglich ward. „Es giebt kein anderes Mittel, ihnen Flügel wachsen zu lassen, als wenn man sie mit Wein begießt . . . stoßt an, Herr Ritter oder was Ihr sonst sein mögt . . . es wird auch wohl nicht die erste Nacht sein, die Ihr wachend hinterm Becher verbringt.“

Ein eigenthümliches Lächeln zuckte um die Lippen des Fremden, während er leichthin an die dargereichte Kanne des Ritters rührte. „Jedenfalls,“ sagte er, „war dann das besser, was sich in dem Becher befand!“

„Ihr scheint einen verwöhnten Gaumen zu besitzen!“ erwiderte Dießenhoven. „Traut aber dem rothen Tirolerwein, den Ihr so gering schätzt, nicht zu sehr: er ist schon Manchem der sichs nicht versah, über den Kopf gewachsen. In welches Herrn Gefolge seid Ihr wohl, daß Euer Zünglein so überfein geworden?“

„In welches Herrn Gefolge?“ lachte der Fremde, „Ei nun, ich dächte, es genügt, in Italien geboren zu sein, um diese Weine sauer zu finden — aber freilich habe ich einen Herrn, der mirs an nichts gebrechen läßt . . . ich bin ein Dienstmann Seiner Heiligkeit, Pabst Johann des dreiundzwanzigsten . . .“

„Das trifft sich herrlich!“ rief Dießenhoven entgegen. „Ich und mein Gefährte sind vom Gefolge des Herzogs Friedrich von Tirol! Auf gut Vernehmen denn! Ihr reist wohl Eurem Herrn voraus? Es ist also wirklich wahr, daß er Italien verlassen hat? Daß er es wagt, nach Constanz zu kommen?“

„Wagen? Warum sollt' er nicht?“ erwiderte der Fremde stolz. „Johann ist nicht der Mann, vor irgend etwas sich zu fürchten!“

„Das hat man wohl gehört!“ entgegnete Dießenhoven nach einem tüchtigen Zug aus seiner Kanne. „Er soll ein kühner und entschlossener Mann sein, der die heiligen Schlüssel wohl zu handhaben versteht! Sagt doch an — als sein Dienstmann müßt Ihr doch wissen und ich hätte schon lange gern Sicheres darüber gehort! — ist es denn wahr, daß er sich selbst zum Pabst gemacht hat?“

Bruder Felix in seiner Ecke war aufgewacht und

hatte die Rede vernommen. Er bebte und fuhr zusammen, daß die Gäste es gewahr wurden und nach ihm hinblickten. „Zürnt nicht, edle Herren," sagte er demüthig, „ich habe wahrlich nicht auf Euer Gespräch gelauscht — aber Euer Wort hat mich aus dem Schlaf geschreckt! Sich selbst zum Pabst gemacht! Ihr solltet solche Lästerung nicht aussprechen!"

„Ich lästere nicht, wenn ich nachsage, was alle Welt sich erzählt! Heißt es doch männiglich, er sei als Cardinal mit den andern Cardinälen eingeschlossen gewesen, einen neuen Pabst zu wählen, weil das Concilium, das zu Pisa versammelt war, die beiden Gegenpäbste abgesetzt hatte. Wie sie nun lang eingeschlossen waren und sich nicht einigen konnten, wen sie erküren wollten für den heiligen Stuhl, da wären sie, sagt man, des Wählens müd' geworden und hätten den heiligen Mantel in seine Hände gelegt und gesagt, wen er damit bekleiden werde, der solle Pabst sein, dem wollten auch sie ihre Stimmen geben und ihn anerkennen als den Oberherrn der Christenheit. Da nahm er den Mantel und rief: „Dann bin ich der Papst, und Eure Stimmen sind mein" und hing ihn sich selber um die Schultern! [3])

Frater Felix antwortete nichts, nur ein schwerer

Seufzer rang sich aus seiner gequälten Brust; der Rothbart aber nickte lächelnd zu Dießenhovens Rede. „Und wenn es so gewesen? rief er aus. „Hätte er nicht Recht gethan? Wenn die Andern unschlüssig und uneins waren und er allein die Kraft in sich fühlte? Ein gewaltiger Sturm tobt um das Schiff der Kirche her, es bedarf eines tüchtigen Steuermanns, der Kraft im Arm und Muth im Herzen hat!"

„Ja, ja," rief der Ritter lachend, „das Steuern soll er auch von Grund aus verstehn! Mag's wohl noch in der Uebung haben von seiner Jugend her, aus der Zeit, da er selbst noch auf dem Meer sich herumtrieb und ein keckes Seeräuberleben führte!"

„Seeräuber . . ." stammelte der Bruder, dem das Wort beinahe in der Kehle stecken blieb. „Heiliger Christoph . . . mir wirbelt der Kopf!"

Der wälsche Ritter aber war mit einmal aufgesprungen und stand vor den Ueberraschten in ganz veränderter Haltung da; seine Augen funkelten, seine Haltung war voll Würde und Ansehn und mit der Geberde eines Herrschers erhob er den Arm gegen Dießenhoven. Verwundert sah ihm dieser zu, der Bruder aber stand in sich gebeugt, als fühle er, daß er vor seinem Gebieter stehe. „Wer ist," rief er feier-

lich mit mächtiger Stimme, „dessen Leben ganz rein da läge hinter ihm? Wer hat nicht eine dunkle Stelle in demselben, die er gerne hinwegwünschen und verwischen möchte, stände es in seiner Macht? Richtet nicht, auf daß Ihr nicht gerichtet werdet! Die Wege des Herrn sind unergründlich; er sucht sich sein Rüstzeug, wo es ihm gefällt, und hat schon manchen Saulus in einen Paulus umgewandelt! . . . Baldassaro Cossa, der Pirat ist vergessen! Er soll vergessen sein! Johannes will nicht, daß dessen noch gedacht werde unter den Lebenden!“

Feierliche Stille waltete einen Augenblick durch das Gemach; Herzog Friedrich hatte sich erhoben und stand, mit gekreuzten Armen den Fremden betrachtend. Frater Felix schritt kopfschüttelnd und gebeugt der Thür zu; auch Dießenhoven griff nach der Klinke. „Das haltet, wie's Euch beliebt, Herr, sobald Ihr wieder in Eurem Wälschland seid!“ rief er. „Was Euch heut' zugestoßen, mag entschuldigen, daß Euch einfällt, hier befehlen zu wollen — thut's nicht wieder, Herr. Die Antwort würde ein zweites Mal gröber lauten: in deutschen Landen, Herr, zahlen die Gedanken keinen Zoll und das Wort ist frei!“

Er verließ mit klirrenden Schritten das Gemach;

der Fremde flüsterte seinem aus dem Schlafe aufgetaumelten Gefährten ein befehlendes Wort zu, worauf auch dieser mit tiefer Verbeugung sich entfernte. Der Fremde wandelte mit mächtigen Schritten durch das Gemach.

„Ihr seid noch fremd, Herr," sagte Friedrich, der ihn unverwandt und in unveränderter Stellung betrachtete, „Ihr seid mit Brauch und Sitte hier zu Lande noch nicht vertraut — laßt Euch des Ritters derbes Wort nicht irren; es klingt rauh, doch ist der Mund, aus dem es erklingt, desto verläſsiger."

„Ich denke nicht mehr daran," erwiderte der Fremde, „mag der ungeschlachte Ritter grollen, wie es ihm gefällt: mir aber stand es nicht zu, zu dulden, daß über meinen Herrn und Gebieter schmachvoll gesprochen wurde . . ."

„Des Ritters Meinung," entgegnete Friedrich näher tretend, „war fern davon, Eurem Gebieter Schmach anthun zu wollen . . . Ihr aber, edler Heer, gebt Euch keine Mühe mehr! Wir sind allein . . . laßt immerhin die Larve fallen . . ."

„Wie meint Ihr das?"

„Verstellt Euch nicht länger — dem Ihr zu dienen vorgebt, seid Ihr selber — Ihr seid Baldassaro Cossa, seid Papst Johannes . . ."

Die grauen Augen des Mannes funkelten noch heller auf, indeß er stillstehend den Herzog vom Wirbel bis zur Sohle musterte.

„Und wenn es so wäre,“ fragte er mit Majestät, „was hättet Ihr dem Manne zu sagen, für den Ihr mich haltet?“

„Ihr widersprecht nicht, also habe ich recht gerathen . . . Zu sagen habe ich nichts als eine Entschuldigung, wenn in der Ueberraschung und Verwunderung mir nicht gelingt, Eure Heiligkeit nach Gebühr zu begrüßen und meine gläubige Verehrung zu bezeugen . . .“

„Wer seid Ihr?“

„Ich bin in gleichem Falle mit Euch, zu scheinen, was ich nicht bin — mein Name ist Friedrich von Oesterreich!“

„Friedrich von Oesterreich . . . Wie? Der Herr dieses Landes?“ rief Johannes lachend. „Nun wahrlich, Herr Herzog, legt es dem Unwetter zur Last, daß es uns hier zusammenführt und eine Begegnung veranlaßt, die Ihr so sorgfältig vermieden habt!“

„Doch die mir nun desto willkommner ist . . .“ erwiderte der Herzog ehrerbietig, indem er sich vor

dem Kirchenfürsten verneigte und nach dessen Hand faßte, als ob er dieselbe küssen wollte. „Erlauben Eure Heiligkeit . . .“

„Nicht so,“ antwortete der Papst, indem er ihn erhob und leicht umarmte, „ich begrüße in Euch mit Freuden einen Sprößling des edlen Geschlechts, das stets der Kirche die treusten Söhne gab . . . ich preise den Unfall, der uns begegnete — ich erkenne Gottes Hand darin! Er wollte nicht, daß unsre Diener für uns unterhandeln, er wollte uns selber zusammenführen, damit vollendet werde, was in seinem Rathe beschlossen ist!“

„Wohl möglich,“ entgegnete Friedrich mit einiger Zurückhaltung, „daß Manches sich anders gestaltet haben könnte, wären wir uns früher begegnet — doch das ist abgethan und ich heiße Euch nicht minder freudig auf meinem Gebiete willkommen!“

„Ganz recht,“ rief der Papst geschmeidig einlenkend, „das ist abgethan und soll abgethan sein! Seid überzeugt, daß ich nicht entfernt daran denke, Euren einmal gefaßten Entschluß erschüttern und Euch zu Anderem bestimmen zu wollen . . . was ich dabei beklage, ist nur das Eine, daß mir nicht vergönnt war, einem so vortrefflichen Fürsten mich verpflichtet

zu wissen und ihm zeigen zu können, wie sehr mein Dank . . ."

„Ich dagegen," fiel der Herzog ein, „freue mich meines Entschlusses, der mir erspart, hinterher mit Beschämung erfahren zu müssen, wie wenig solch ein Dank verdient gewesen wäre. Was hätt' ich für Euch zu thun vermocht? Alles, was in meiner Macht stand, hab' ich gethan: ich habe Euch mein Geleit zugesichert . . . die Art, wie Ihr in solchem Gewande durch meine Grenzen zieht, zeigt, daß Ihr sogar das verschmäht!"

„Ihr irrt, Herr Herzog!" rief Johannes rasch. „Nicht weil ich Euer Geleit verschmähte, hab' ich diese Tracht gewählt . . . mein Gefolge kommt hinter mir in allem Glanz, von Euren Rittern und Reisigen behütet und umgeben . . . Ich bin es lange so gewohnt, mich in fremden Hüllen zu verbergen und nicht wissen zu lassen, an welchem Ort ich mich eigentlich befinde . . . das gilt nicht Euch, Herr Herzog — das gilt meinem Todfeinde, jenem kirchenräuberischen Ladislaus, der den Thron von Neapel schändet und sich erfrecht hat, mich aus Sankt Peters heiliger Stadt zu vertreiben . . . Bin ich auch in Deutschland vor den Schwertern seiner Krieger sicher: er

führt den Kampf nicht allein mit dem Schwert — schon mehrmals bin ich nur auf diese Weise dem Dolch der Meuchler entgangen, die er gegen mich ausgesendet!“

„Dießenhoven hatte Recht, wie ich sehe,“ erwiderte der Herzog mit leichtem Kopfschütteln. „Ihr glaubt noch immer in Wälschland zu sein! Wo und so lang das Gebiet eines deutschen Fürsten Euch umgiebt, braucht Ihr die fremden Dolche nicht zu scheuen . . .“

„Wer aber,“ sagte Johannes finster, „bürgt mir dafür, daß Euer Geleit, indem es mich und die Meinen umgiebt, nicht unter diesen selbst den Meuchler schützt? Daß nicht mein eigenes Gefolge ihn birgt? . . . Und wenn Ihr auf Eurer Lande Sicherheit so sehr vertraut, warum seh' ich Euch nicht in der Kleidung Eures Standes? Warum seid Ihr selbst wie ein gemeiner Reiter vermummt?“

„Es ist meine Lust, so unerkannt im Land herumzustreifen und unvermuthet selbst zu untersuchen, wo man es nicht erwartet, selbst zu sehn, wo man mit unsicherem Bericht aus der Ferne mich gern bestimmen möchte. Diesmal aber hat meine Fahrt besondern Zweck: ich komme vom Stamserstift herauf durch

das obere Innthal und über Landeck — das ist ein fester wichtiger Punkt, wo viele Thäler zusammenlaufen wie die Adern um ein Herz . . . ich wollte hören, welchen Schlag das Blut in meinen Landen schlägt und will nun über den Arlberg hinaus in meine getreue Stadt Bludenz, wo ich die vorländischen Edlen zusammenbeschieden habe. Ich bin daran, wie Ihr bald nach Konstanz aufzubrechen und will vorsorgen, eh' ich das Land verlasse . . ."

„Ihr berührt Dinge, Herzog, die mich sehr anziehen . . ." erwiderte Johannes, „ich glaube, wir hätten in manchem Punkte uns begegnet, hättet Ihr meine Anträge nicht abgelehnt . . . doch, wie Ihr sagtet, das ist abgethan, und wenn ich's noch einmal erwähne, geschieht es nur, um nochmals meine innige Freude über den glückbringenden Unglücksfall auszusprechen, der mich hier mit Euch zusammen geführt . . ."

„Und mir vergönnt hinwieder," unterbrach ihn Friedrich rasch, „Euch meinerseits die gleiche Empfindung zu bewähren — vergönnt, daß ich Euch mit allem Glanze, der Euch und mir als dem Herrn des Landes geziemt, nach Konstanz geleite . . . wenn auch nicht als Euer Feldhauptmann und Gonfalonier!"

„O . . . woran erinnert Ihr mich!" rief der Papst.

„Ich wäre untröstlich, wenn Ihr in jenem Antrage etwas Anderes erblicken würdet, als das Bestreben, meinem Erscheinen in Deutschland in den Augen seiner Völker besonderen Nachdruck zu verleihen! Ich dachte dabei nur an mich und weiß wohl zu würdigen, warum Ihr den Antrag ausschlugt — der Grund liegt greifbar nahe! Ich kann sogar nicht umhin, ihn zu billigen: die verwickelten Verhältnisse und Beziehungen des Reichs machen es den Fürsten unerläßlich, die Gunst des Königs nicht auf's Spiel zu setzen . . ."

„Ich habe nie um Sigmunds Gunst gebuhlt," rief Friedrich mit schnell verfinsterter Miene, „und denke gezeigt zu haben, daß ich seine Mißgunst nicht fürchte!"

„Gewiß! Das thatet Ihr! Wer wüßte nicht, wie rein und hoch Haus Habsburg immer seinen Schild gehoben und gehalten . . . doch Manchem wird und muß es befremdlich sein, es nun doch auf des Luxemburgers Seite zu sehn! Welches Haus stand wohl höher, welches durfte sich zu kühnerm Fluge aufschwingen! Dennoch ist es schon Karl und nach ihm Wenzel gelungen, es immer mehr zur Seite zu drängen, zu spalten und klein zu machen — und

was diese Beiden begonnen, vollführt Sigmund weiter, so listig er es auch verbirgt, und dennoch . . . Ihr mögt es wahrlich Niemand verdenken, Herzog, der sich verwundert; Euch nach all' diesem als Sigmunds Freund zu finden!"

Friedrichs Stirn hatte sich noch finsterer umwölkt. „Nicht Jedermanns Entschlüsse liegen zu Tag, daß man ihnen wie einem Grashalm bis auf die Wurzel blicken kann . . . ich habe warten gelernt, Euer Heiligkeit! — Die Reihe der Verwunderung ist aber nun an mir . . . Wie soll ich diese Rede deuten? Ist Papst Johannes nicht auch des Königs Freund?"

„Wann hätt' ich etwas gesagt," erwiderte Johannes mit feinem Lächeln, „was mit dieser Annahme in Widerstreit gerathen könnte? . . . Ich bin Sigmunds Freund, so lang der Papst den König zum Freunde hat!"

„Und könntet Ihr an der Dauer dieser Verbindung zweifeln? Habt Ihr nicht des Königs Wort?"

„Sein Wort?" sagte der Papst, sich zu seiner vollen Höhe aufrichtend und mit Majestät. „Was ist ein Wort? Sand, der das Meer umufern will! Nur Ein Wort ist Felsen . . . das Wort, auf welchem

die Kirche gründet! Laßt uns," fuhr er in einem mehr unbefangenen Ton des Vertrauens übergehend fort . . . „laßt uns, wenn wir die Vergangenheit und Gegenwart überblicken, auch die Zukunft nicht aus dem Auge verlieren! Glaubet mir, diese Luxemburger sind nicht bestimmt, die Säulen des Reiches zu werden . . . der nächste, der die deutsche Krone auf sein Haupt setzt, wird wieder aus Eurem Hause sein, Herzog, und Oesterreich wird sich verjüngen wie ein Adler, und was auch aus den verborgnen, geheimnißvollen Wurzeln von denen Ihr spracht, keimen und emporwachsen mag, kein Wipfel wird so hoch sein, daß sein Flug ihn nicht erreichen könnte! . . . Er könnte, Herr Herzog . . . er kann wirklich, wenn der Eine Arm ihn nicht hindert, der unsichtbar aber desto sicherer jedem Auffluge, den er nicht dulden will, zu wehren vermag . . . der Arm der Kirche, Herr Herzog von Oesterreich! . . . Was vermöchtet Ihr gegen uns? Mit uns wird es in Eure Hand gegeben sein, die Welt zu beherrschen — denn wähnet nicht, daß der Kirche zum Schaden gereiche, was jetzt in ihr und um sie geschah! Thoren, welche um des Sturmes willen für das Fahrzeug fürchten — Wind und Wellen werden vergehn, das Schiff aber wird sie überdauern und die über seine

Gefahr jubilirten, werden dann von hinnen gefegt sein, wie Wellen und Wind!"

Mit wachsender Theilnahme hatte der Herzog der Rede des in's Feuer gerathenen Kirchenfürsten gelauscht. „Ich nehme die Prophezeiung an von Oesterreichs Größe und Glanz!" rief er dann. „Ich nehme sie doppelt freudig an aus Eurem Munde, und wenn Ihr schon das Gleichniß nicht liebt, drängt's mich doch zu sagen, daß Ihr mir der Steuermann zu sein scheint, den das Schiff im Sturme bedarf und kann nur wünschen . . ."

„Nun — redet aus!" sagte Johannes gelassen, als der Herzog einen Augenblick innehielt. „Was ist, das Ihr wünschet und zu sagen Euch scheut? Ich will es für Euch thun . . . daß der Steuermann am Ruder bleibt, wollt Ihr sagen — nicht wahr?" Er trat ihm einen Schritt näher, legte ihm wie väterlich die Hand auf die Schulter und fuhr leiser, aber mit gesteigertem Nachdruck fort. „Seid gewiß — Baldassaro Cossa wäre nicht nach Constanz gegangen, wenn er nicht wüßte, daß die Versammlung in seinen Händen sein wird . . ."

„Ich staune und bewundere Euch!" erwiderte der Herzog. „Aber wie ist das möglich?"

„Auf dem Concilium,“ sagte Johannes noch leiser, „wird wie immer die Mehrheit der Stimmen entscheiden; dafür aber ist gesorgt, daß die Meisten Derer, die das Concilium besuchen, aus Italien kommen — Italien also wird die Mehrheit haben, und Italien beherrsche ich!“

„Meine Bewunderung wächst mit meinem Staunen! Wenn Ihr des Ausgangs und Erfolgs im Voraus versichert seid, wozu hättet Ihr dann außer dem Geleit noch meine Hülfe nachgesucht?“

„Vielleicht eben deshalb,“ lächelte Johannes, „weil ich des Erfolgs versichert bin! . . . König Sigmund ist des Papstes Freund . . . Sagtet Ihr vorhin nicht so? Was ist Freundschaft in der Welt . . . meistens . . . was ist sie in solchen Dingen gewiß? — Verargt es der unerbittlichen Hand des erfahrenen Mannes nicht, wenn er die reichen Mantelfalten dieses Wortes auseinander schlägt und was er verbirgt, schonungslos an's Licht zieht! . . . Vortheil ist die Wurzel aller Freundschaft: so lange der Vortheil Zweier zusammenfällt, gehen sie miteinander, wie Leute, die an einem Kreuzweg sich begegnen; sie scheinen eine Zeit lang denselben Weg zu haben und dasselbe Ziel — bald aber sind sie wieder getrennt

und weiter von einander entfernt als jemals zuvor ...
Der König bedurfte meiner; ward ihm auch die römische Königskrone zweimal auf's Haupt gesetzt — sie wankte, wenn nicht ich durch die Hand meines Getreuen, des Erzbischofs von Mainz sie festgedrückt; sein Arm war hinwider mir willkommen, mir Raum und Anhang zu schaffen im Reich ... Er verlangte das Concilium, ich bewilligte es — aber unsere Absichten bei dem Einen Vorhaben sind nicht gleich! Ihm liegt vor Allem die Reform der Kirche am Herzen, von der das thörichte Geschrei durch die ganze verblendete Welt gegangen; mir soll es dazu dienen, vor Allem die Spaltung in der Kirche zu heben ... sitzt erst nur Ein Mann wieder auf Sankt Peters Stuhl, dann wird die Kirche sich von selbst reformiren und neugestalten, wenn diese Nothwendigkeit wirklich in ihr ist. — Der König hegt darum Hintergedanken, er hofft, die Versammlung nach seinem Plane für die Reformation zu benutzen ... ich weiß voraus, daß er es nicht vermag ... was wird er nun thun, wenn auch er das eingesehen haben wird? Wenn er erkannt haben wird, daß er sich in mir getäuscht — wird die Freundschaft den Schlag überdauern?"

Der Herzog sah sinnend vor sich hin. „Ihr

habt mir," sagte er nach einer Weile, „die Fäden eines dunklen Gewebes aufgedeckt, aus denen noch mancher Unglücksknoten sich verknüpfen kann . . . doch was vermöchte Sigmund gegen Euch im Schooße der großen Versammlung, auch wenn Ihr seinen Wünschen entgegen sein müßtet? Er muß es tragen, oder zu unterhandeln suchen!"

„Zu unterhandeln? Nur zu unterhandeln, Herzog? . . . Sigmund ist in Ungarn durch eine Schule von Unrecht, Blut und Gewalt gegangen . . . es ist auch ein Drittes möglich . . . er braucht Gewalt!"

„Niemals!" rief Friedrich. „Das wird — das kann er nicht!"

„Wer wird ihn hindern?" fragte Johannes, dem das Aufwallen des Herzogs nicht entging, mit eindringlichem Tone. „Wer wird mich schützen, wenn er sich doch unterfängt, was er nicht dürfen sollte? Die Aebte, Bischöfe und Cardinäle, die um mich her versammelt sein werden? Sie sind nur Kämpfer des Friedens und bedürfen selbst des Schutzes im fremden Lande! — Die Fürsten des Reichs? Kann es mir frommen, wenn sie noch um einen Punkt uneiniger sind, als bis jetzt? . . . Freilich, Einer von Allen hätte das gekonnt! In seiner Hand wäre es

gegeben gewesen, sich die Kirche auf die Dauer aller Zeiten zu verpflichten . . . ein Gebäude zu gründen, für dessen Ausdehnung und Herrlichkeit die kühnsten Hoffnungen nur ein schwacher Traum gewesen wären! Durch seine Macht, seinen Edelsinn, durch die Lage seines Gebietes wäre er vor Allem berufen und erwählt gewesen . . . er hat es nicht gewollt!"

„Ich will es noch!" rief der Herzog in rascher Bewegung und streckte dem Papste seine Rechte entgegen. „Auch mir erscheint es nun als ein Wink des Himmels, daß wir uns hier begegnet ... Noch zwar glaube ich nicht, daß der König, der Euch seinen Schutz gegeben, sich vermessen sollte, Gewalt gegen Euch zu brauchen . . . doch sollt' es geschehen, dann soll es nicht heißen, daß ich Euch bis an die Thür geleitet und dann verlassen habe . . . gegen Gewalt schützt Euch Friedrich von Oesterreich!"

„Ihr wolltet Herzog? Ihr wolltet das wirklich?"

„Meinen Handschlag zum Pfande dafür . . . So Euch Gewalt drohen sollte, führ' ich Euch sicher und ungeschädigt wieder aus Constanz und wenn es mein eigenes Leben kosten sollte!"

„Und ich nehme dies Gelöbniß freudig an!" rief Johannes mit einem Lächeln, in welches triumphiren-

der Stolz sich mischte. „Ich fasse diese Hand zum Pfande und weiß, wie sie mich aus den Schneeabgründen des Gebirgs herausgezogen, wird sie mich auch hindurchführen, mitten durch all' meine Feinde! Nun dürft Ihr Euch auch nicht mehr weigern, wenn ich Euch als den treusten Sohn der Kirche umarme und als meinen obersten Gonfalonier begrüße . . . nun dürft Ihr die Urkunde nicht wieder ablehnen, die schon für Meran geschrieben und gesiegelt war . . . Was in dieser bedeutungsvollen Stunde zwischen uns zum Schlusse kam, laßt es noch ein Geheimniß bleiben bis zum Augenblick der Entscheidung — mit Euch geh' ich ihr entgegen in voller Gewißheit des Sieges!"

„Ein Geheimniß? Warum?" fragte Friedrich zögernd, indem er sich aus den Armen Johannes aufrichtete. „Ich scheue nicht, daß Sigmund erfahre . . ."

„Würde es nicht dazu dienen, ihn zu warnen? Folgt mir, mein fürtrefflichster, fürstlicher Freund . . . es ist recht, nichts zu sagen, was man nicht denkt — aber es ist klug, nicht Alles zu sagen, was man denkt . . . die Saat hat ihre Zeit, wie die Ernte; das Samenkorn, das Frucht bringen soll, wird in dunkler Erde verborgen!"

Der Papst zog den Fürsten neuerdings in seine Arme, als klirrende Tritte sich dem Gemache näherten. Es war Dießenhoven, der es an der Zeit fand, nach den Befehlen seines Herrn zu fragen. Auch Zabarella trat ein und flüsterte seinem Herrn die Meldung zu, ein Bote habe soeben die Nachricht gebracht, das Gefolge sei bereits unterwegs und werde in kürzester Zeit auf der Höhe des Arlbergs anlangen. Besorgniß um den vermißten Gebieter hatte es trotz Nacht und Unwetter vorwärts getrieben. „Ich überlasse Euch dieses Gemach, Herr," sagte der Herzog zu Johannes, „vergönnt Euch noch einige Nachtruhe und mir gestattet, noch die nöthigen Befehle zu geben, um morgen bereit zu sein, die Reise in Eurer Gesellschaft nach Gebühr fortzusetzen! — Du aber," fuhr er gegen Dießenhoven fort, indem er, mit einer huldvollen Handbewegung entlassen, das Gemach verließ, „laß ein paar Knechte aufsitzen, sie sollen über den Arlberg hinunter und hinaus nach Bludenz jagen! Alles was dort versammelt ist an Rittern und Edlen, soll sich augenblicklich aufmachen, mir in größter Anzahl und im reichsten Schmuck entgegen zu ziehen! — Eile!"

„Sonderbar!" murmelte Dießenhoven, dem Her-

zog nachblickend. „Nach all' diesem hat es bald den Anschein, als hätten die Knechte und Bauern Recht und unter dem unwirschen Rothbart sei etwas ganz Besonderes versteckt!"

. . . Der Sturm hatte vertobt, als die erste Morgenhelle im Rücken des Arlbergs aufdämmerte, die fernen Schneehörner des hohen Säntis und der Appenzellerberge mit jenem rosigen Schimmer beleuchtend, der einen hellen Tag verkündet. Wolkenrein und in frischer Bläue begann der Himmel sich über der unabsehbaren Berglandschaft zu wölben, welche in dem ruhig hingebreiteten, nur hie und da von blauen Schatten, wie von riesigen Falten belebten Schneegewande, wie in einem fleckenlosen Herrschermantel, schimmerte. Vor dem kleinen Kirchlein des Arlberger-Hospizes drängten sich Schaaren von gewaffneten Reisigen, die in der Nacht herangekommen waren; sie trugen die österreichischen Farben und hatten allerlei hochrädrige Wagen und Sänften, zwischen Maulthiere geladen, mitgebracht, dazwischen auch manch hochbepacktes Saumgethier. Hinter Allem stand eine Schaar Landvolks versammelt, durch die große Neuigkeit aus den umliegenden Berghöfen herbeigerufen.

Die Thür des Kirchleins öffnete sich, und zur

Seite des, in voller Fürstentracht prangenden Tiroler Herzogs erschien Papst Johann auf den Stufen — verschwunden war der wüste, kriegerische Bart und statt des weltlichen Gewandes umwallte eine weite kostbare, in Purpur und Gold gestickte Dalmatika die hohe, gebieterische Gestalt. Mit mildem Lächeln erhob er die Arme und sprach laut den Segen über die in schweigender Andacht in die Kniee gesunkene Versammlung.

Ueber die Berge blitzte der erste Sonnenstrahl.

Lange war der prachtvolle Zug schon verschwunden und die alte hehre Stille und Einsamkeit wieder Herr geworden auf dem gewaltigen Arlberg. Da lag Frater Felix noch immer vor den Stufen des kleinen Altars im Christophs-Kirchlein und rang in brünstigem Gebet um Vergebung, daß er in seiner Einfalt den Statthalter seines Heilands auf Erden sich so ganz anders gedacht . . . er vermochte nicht zurecht zu kommen in seinem schlichten Gemüth und immer wieder und wieder flehte er mit inbrünstig gefaltenen Händen: „O Sanct Christoph, heiliger Schutzpatron, steh' mir bei! Bitte Du für mich Armen und erleuchte mich!"

Zweites Capitel.

Der Sängerkönig.

„Hie kann nit sein ein böser Muth,
„Wo da singen Gesellen gut!
„Hie bleibt kein Zorn, Haß, Zank noch Neid,
„Weichen muß all' Herzeleid:
„Geiz, Sorg' und was sonst hart anlei't,
„Fahrt hin mit aller Traurigkeit!"

So klang es recht frisch und lustig in die weiche Frühlingsluft eines der ersten Märzabende hinein, dessen Sonne ungewöhnlich mild hinunter ging und den Bodensee wie einen riesigen Strom geschmolzenen Metalls erröthen und glühen ließ. Am Ufer aber, wo die Straßen der freien Reichsstadt Constanz gegen den See und die Konradsbrücke ausmündeten, saßen die lustigen Sänger vor dem gewölbten Laubgange einer stattlichen Herberge und hatten in jugendlichem Uebermuth sich den Tisch mit den breit ausgespreizten

Holzbeinen bis in die Mitte des Fischmarkts getragen und sich auf plumpen Stühlen herumgepflanzt. An dem zierlichen Zackengiebel der Herberge, der sich recht schmuck in den klaren Abendhimmel emporstreckte, baumelte an eiserner Stange das Zeichen der Schenke, „die goldenene Bracke,“ einen mächtigen Wolfshund darstellend, der trotz seines Alters und der schier verwitterten Vergoldung doch im Roth des Sonnenuntergangs noch recht erbaulich gleißte. Die so sangen, waren eine Schaar junger deutscher Gesellen, so mit den Herren und Fürsten aus allen Ecken und Winkeln des Reichs eingezogen waren und sich rasch zusammengefunden hatten zu der lustigen Erzbruderschaft vom vollen Humpen. Die Meisten davon mochten früher ein ander Geschäft getrieben haben; sie hatten zu Prag den Studien obgelegen oder waren als Kaufleute durch die Welt gereist, jetzt hatten sie Alle den Degen umgegürtet, denn das Waffenhandwerk nährte und ehrte seinen Mann vollauf, und wenn im Süden der Strauß zu Ende ging mit den Ungarn, Venetianern und Mailändern, so brach er im Norden wieder los mit Polanden, Preußen oder Lithauern. Auch unter dem Bogengange waren Tafeln gestellt, an denen Gäste saßen; das waren

Knechte aus Schotten und England, die saßen stille beisammen und hatten nicht viel Gespräch, sondern sahen ernsthaft dem lustigen Treiben der Deutschen zu. Gegenüber hatte ein griechischer Spezereihändler seinen Kram und Gaden aufgeschlagen mit allerlei Gewürzen, Wohlgerüchen und feinem Fruchtmark. Ein Griechenmädchen mit schwarzem Haar und noch schwärzeren Augen hielt die Kostbarkeiten feil und eine Schaar junger Leute drängte um den Ladentisch, lachend und durcheinander plaudernd, wenn sie auch die Sprache der schönen Griechin so wenig verstanden, als die Laute vom Seinestrand ihr faßlich waren; diese und die Lilien auf den Röcken machten sie als Franzosen kenntlich. Seitwärts an der Straßenecke auf dem Pflaster kauerten einige Wälsche, und hielten einander schreiend und lachend im Moraspiele die Finger zum Rathen vor; die gekrönte Säule in den Verzierungen ihrer Wämmser ließ errathen, daß sie zum Gefolge Otto Colonnas gehörten, des würdigen Cardinals von Florenz.

Eine kräftige Stimme wiederholte jetzt den Endreim des Gesanges; sie gehörte einem stattlichen Mann in Stahlharnisch und Eisenhut, und den Farben von Lützelburg. Er hatte den gerippten Glas-

kelch erhoben und ließ ihn mit Macht an den Bechern der Genossen widerklingen. „Halloh," rief er, „das Leben in Constanz fängt an, mir zu behagen! Es will mich schier gemahnen an die lustigen Tage auf der hohen Schule zu Prag, unter Kaiser Wenzels fröhlichem Regiment und eh' wir Deutsche gezwungen wurden, mit unsern Lehrern auszuziehn und der Böhmenstadt den Rücken zu kehren! Niemand Anderer hat es angestiftet und angeschürt, als der Huß, der Erzketzer, den Gott verdammen soll!"

„St ..., schrei' nit zu laut!" entgegnete eine breitschultrige Gestalt, die einen größern Humpen vor sich stehen hatte und die bayrische weißblaue Binde über dem Wammse trug. „Wenn Du es noch nicht weißt, will ich es Dir sagen, der Huß ist heute eingeritten in Constanz mit viel böhmischen Herren und in des Königs Geleit. Er kommt auf die Ladung und will sich verantworten vor dem Concilium . . . eh' Du ihn einen Ketzer schiltst, wart' erst ab, ob er sich nicht verantworten wird!"

„Meinetwegen mag er's immerhin thun!" rief der Lützelburger wieder. „Was er aber nicht verantworten kann, ist daß er die Eintracht gestört und in das fröhliche Leben zu Prag den Feuerfunken ge-

worfen hat. Böhmen und Deutsche waren wie Brüder, Ein Herz und eine Seele — jetzt sind sie auseinander wie erbitterte Todfeinde und es soll mich gar nicht wundern, wenn's noch zu bösen Dingen kommt unter den zwei Nationen!"

„Dem wird wohl vorgebeugt werden," sagte ein Dritter, dessen Mundart den Sachsen verrieth. „Die große Versammlung in Constanz ist nicht bloß ein Kirchen-Concilium, sie ist auch ein Reichstag und ist bestimmt, allem Hader und Zwiespalt im Reich auf einmal ein Ende zu machen!"

„Fürwahr," rief der Baier, „bald glaube ich nun selbst, daß es dem König gelingt, die Reichsfürsten unter Einen Hut zu bringen! Da er das Wunder dieser Versammlung zuwege gebracht hat, wird auch das kein Zauberstück für ihn sein! Er ist schon auf dem besten Wege dazu — die Fürsten strömen von allen Seiten herbei; wir Baiern sind schon da, die Pfälzer und Sachsen auch, gestern kam der Hohenzoller, der neue Kurfürst von Brandenburg, dem der König heute das große Bankett giebt und heute ist der Viskonti angelangt, der Herzog aus Lampartenland!"

„Ja, es ist eine Lust, dem König zu dienen,"

sagte der Lützelburger und warf sich in die Brust, „aber sie werden es ihm sauer machen, eh' er's durchsetzt. Sie kommen auch nicht zur Ruhe und Eintracht unter sich, so lang' nicht gewiß und unbestritten ist, wer von den drei Päbsten in der Christenheit der wahrhaftige und ächte ist! Der König hält's mit Johannes, der Mainzer auch — die von Köln und Trier und der Pfälzer Ludwig wollen nicht von ihrem Gregorius lassen, der zu Avignon residirt und von den Hispaniern ist gar Niemand zum Concilium gekommen; die halten an Pabst Benedikt, der auf seinem Peniscola, oder wie das Felsennest heißen mag, sitzt und sagt: Nicht in Constanz, sondern wo ich bin, ist die Kirche!"

„Schlimme Aussichten!" seufzte der Baier, nach einem schweren Zuge den Becher absetzend. „Und die Verständigung thäte doch so Noth! Ist doch schon so viel des Unheils geschehn in allen Landen!"

„Halloh, das ist eine schmucke Dirne!" rief der Lützelburger aufspringend und ihn unterbrechend; Alles wandte sich der Seite zu, nach welcher er deutete und auf welcher eine weibliche Gestalt in Pilgerkragen und Muschelhut, einen langen Stab in den Händen, aus einer Seitengasse wie suchend hervor-

kam: als sie sich aber beobachtet sah, schleunigst in ein anderes Gäßchen zu entkommen suchte. „Aber in einem andern Gewande," fuhr der muntere Wappner fort, „möchte ich sie lieber sehn, als in der abscheulichen Kutte! Seht Ihr, die Franzosen sind schon hinterher? Wir wollen uns den Rang nicht ablaufen lassen!"

Damit waren alle aufgesprungen und zu dem Kreise geeilt, der sich bereits um die Fliehende gebildet hatte, die nun mit erschrockenen, wasserblauen und wassergefüllten Augen um sich sah, angstvoll die Hände rang und keinen andern Laut hervorbrachte, als den immer stärker und jammervoller wiederholten Namen Rudolf. „Zurück, Ihr Herren von Frankreich," begann der lützelburgische Wappner wieder, „sucht Euch anderwärts zu vergnügen — die Dirne spricht Deutsch, also gehört sie auf unsern Antheil . . . Sie soll sich deßhalb zu uns setzen und mit uns trinken!"

„Ach, Du lieb's Herrgottle von Biberach!" rief jetzt ein etwas ältlicher, wohl beleibter Mann, der sich mit Gewalt durch die Umstehenden zu drängen suchte; er trug ebenfalls Pilgerkleidung, aber der Muschelhut hing ihm im Nacken und sein fettes

Gesicht strahlte röthlich, ob vor Aufregung oder weil er dem rothen Elsässer zu sehr zugesprochen, war nicht zu unterscheiden. „Lasset mich doch hinein, Ihr Herren! Lasset sie doch los und haltet uns nicht auf! Begehet nicht so schwere Sünd', daß Ihr uns aufhaltet in unserer gottseligen Pilgerschaft!"

„Was will der Dickwanst?" scholl es ihm entgegen. „Trolle Dich, für Deines Gleichen sind solche Blümlein nicht gewachsen! Wer bist Du? Was für ein Recht hast Du, Dich des Mädels anzunehmen?"

„Ach Du liebs Herrgottle," jammerte der erschrockene Schwabe, „sie ist ja gar kein Mädle, sie ist ja meine Frau!"

„Warum nicht gar!" lachte Einer aus der Schaar. „Rede, schönes Dirnlein — wär' es war? Hättest Du wirklich so schlechten Geschmack gehabt?"

„Ach Gott, ach Gott, Ihr Herren . . ." jammerte die Geängstigte, „laßt mich nur los!"

„Erst gieb Antwort auf unsre Frage! Ist die Kugel da wirklich Dein Mann?"

„Ach Gott, ach Gott . . ." rief sie immer furchtsamer, „ich weiß es ja nicht!"

Lautes, derbes Gelächter antwortete dem seltsamen

Ausruf. „Was," rief der lange Lützelburger, „Du weißt es nicht? Wie kann der Kerl dann so frech sein, sich für Deinen Mann auszugeben? Müßtest Du es nicht wissen, wenn Ihr verheirathet wärt?"

„Ach Gott," sagte die Frau wieder, „das sind wir auch, wir sind verheirathet, aber . . ."

„Aber Du weißt doch nicht, ob er Dein Mann ist?" rief der Watzner unter noch schallenderem Gelächter Aller. „Das wird ja immer lustiger . . . so viel aber weiß ich nun, dies schmucke Weiblein bleibt bei uns und Du, Dickwanst, trolle Dich!"

„Ach Du liebs Herrgottle," rief dieser, nun ebenso erblaßt, als er vorher roth gewesen, „Ihr glaubet nicht, was Ihr für Unheil anrichtet, Ihr Herren! Wir sind aus Biberach, aus der freien deutschen Reichsstadt Biberach — ich bin ein Kappenmacher und das ist meine Frau. Wir sind daheim aufgeboten und kopulirt, aber damals hats der Rath und die Stadt mit dem andern Pabst gehalten und jetzt wieder mit einem Andern. Der hat nun Alles für ungültig erklärt, was der Erste gethan hat — kein Priester ist recht ausgeweiht, kein Kind richtig getauft, keine Ehe giltig eingesegnet . . . glaubet Ihr, daß das ein kleiner Gewissensskrupel ist, wenn

man nicht einmal weiß, ob man von Gottes und Rechtswegen zusammengehört!"

„Gewiß, gewiß!" riefen lachend die Gesellen durcheinander. „Geh' Deiner Wege, freier Kappenmacher aus Biberach und sieh, wie Du mit Deinen Skrupeln zurecht kommst . . . Dem schönen Weiblein wollen wir schon helfen, sie aufzulösen! Dafür ist Constanz ganz der Ort und bei uns ist sie vor die richtige Schmiede gekommen . . . O, ich habe noch nicht alles Kirchenrecht, das ich mir in Prag eingebläut, wieder ausgeschwitzt! Der Casus soll gründlich untersucht werden!"

Der Wappner hatte die hübsche Pilgerin gefaßt und wollte sie gegen den Zechtisch ziehn, der Pilger zerrte sie nach der andern Seite; die Genossen im Uebermuth des Scherzes nahmen für den einen oder andern Theil Partei und es war nahe daran, daß der geängstigte Reichsbürger nicht ohne Mißhandlung davon gekommen wäre: da drängte sich ein langer, hagerer Mann im dunklen Talar eines fahrenden Schülers in den Ring, indem er Alles ungestüm bei Seite schob und stieß, so daß die Kriegsgesellen einen Augenblick nicht wußten, was sie davon denken sollten und ihn verwundert gewähren ließen. Der Mann

hatte offenbar zu tief in die Kanne geguckt, er wankte stark und rief mit lallender Zunge: „Quod fecistis? Cavete, ne laedimini copulum sponsaticum ...“

„Was will der Schulfuchs?“ riefen die Reisigen durcheinander. „Wir wollen ihm mit der Fuchtel ein Collegium lesen!“

„Werft ihn in den See!“ schrie der Sachse. „Der Kerl spricht ein Latein, das für Hunde zu schlecht ist.“

Damit stießen und schoben sie den Langen zurück, daß er zu Boden taumelte und Mühe hatte, sich wieder aufzurichten: über dem Lärmen und Drängen aber hatte das Pilgerpaar sich den geeigneten Augenblick ersehen und war entwischt. „Und ein solcher Bursch',“ fuhr der geärgerte Sachse fort, „will wohl gar einmal den Pfaffenrock anziehen und vor den Altar treten! Hoffentlich wird sich Niemand finden, der ihn dazu macht!“

„Dafür möcht' ich nicht gut stehen,“ erwiderte der Lützelburger, „ich habe wahrlich schon noch Schlimmere gesehen, die kaum lesen konnten und nicht einmal so viel Latein wußten, die Messe zu verstehen! Das ists ja, warum alle Welt über das Verderbniß

der Pfaffheit schreit und die Kirche reformirt haben will!“ [4])

„Ach was kümmert uns die Kirche und ihre Reform!“ rief der Baier, der sich wieder nach seinem Becher sehnte. „Ich schere mich nicht drum, so lang es ihnen nicht einfällt, mir vor der Thür kehren zu wollen! Laßt uns einen frischen Humpen leeren auf den Spaß!“

„Recht so!“ sagte der Lützelburger, ihn unterm Arme fassend. „Damit wollen wir den Aerger hinunterschwemmen, daß über dem Esel von Schüler das hübsche Weiblein in der Pilgerkutte uns entwischt ist!“

Sie kehrten an die Plätze zurück; der Herberger rannte geschäftig hin und her und kam fast nicht zu Ende, aus dem großen Henkelkruge, den er trug, die Becher immer wieder aufzufüllen. Während lustiges Geplauder begann, kam durch die dunkelnde Straße der Wagen eines wandernden Bäckers gefahren [5]), der einen kleinen runden Ofen mit sich führte und in demselben, wie die Kunden es verlangten, Brode, Bretzel und Pastetchen buk, mit allerlei Gewürz und Früchten, wohl auch mit Wildpret und Fisch gar schmackhaft ausgefüllt. Der Mann kam eben zur

rechten Stunde, um ein gutes Geschäft zu machen, alle Hände streckten sich den warmen lecker duftenden Brödchen entgegen und über dem Lärmen schlich sich auch ein Bettler hinzu, der bei der lustigen Laune der Gesellschaft eine ergiebige Ernte zu machen hoffte.

Es war der bucklige Kneißl, den es aus den Tirolerbergen zu der großen Versammlung herüber gelockt hatte, von der er sich wohl nicht mit Unrecht ein leichtes und lustiges Fortkommen erwarten mochte.

„Was will die Vogelscheuche?" rief ihn Einer an, als er mit demüthiger Geberde die Hand hinhielt und von dem struppigen Haar die verschossene Gugel zurückstrich. „Schenkt einem armen Krüppel einen Plappert, Herr," war die Antwort, „daß ich nur Brod und ein Nachtlager zahlen kann — hab' heute noch nichts Warmes gegessen und es ist gar so kalt, Nachts im Freien zu liegen . . ."

„Da hast Du einen Plappert, Strolch!" rief der Sachse. „Kauf' Dir Brod und sieh, daß Du in einem Stall unterkriechen kannst — bei den Pferden ist es warm . . ."

„Ho," rief der Lützelburger entgegen, „umsonst ist der Tod und so wohlfeil geb' ich mein Mitleid

nicht her! Du sollst einen Pfennig haben, aber nicht umsonst! Zu irgend was mußt Du doch gut sein, trotz Deines Buckels: irgend was wirst Du doch gelernt haben — das mach' uns vor und Du bekommst Deinen Pfennig!"

„Ich bin ein armer Bauer," erwiderte der Kneißl, indem er in anscheinender Demuth die lauernden Augen umherschießen ließ, „sie haben mich von Haus und Hof gejagt, die gestrengen Edelherren in Tirol... ich hab' mich nicht wehren dürfen: ich hab' nichts gedurft, als die Faust im Sack machen und hinter dem Rücken meines Peinigers Gesichter schneiden... das ist Alles, Herr, was ich kann ... oder wenn Ihr ein Lied hören wollt, ich hab' ein ganz neues gelernt, erst gestern, drüben im Kranz zu Ueberlingen.

„Recht so!" riefen die Gesellen. „Er soll Gesichter schneiden! Wir wollen sehen, was die Fratze zuwege bringt!"

Der Kneißl ließ es sich nicht zweimal sagen und begann, die Züge seines unschönen Angesichts zu verzerren, daß die Reisigen in lautes, rohes Gelächter ausbrachen. Bald verschwand die unförmliche Nase beinahe völlig in den wulstigen Lippen, bald schienen diese sich mit den Ohren zu vereinen und die Augen

verdrehten sich im Kopfe, daß nur das Weiße sichtbar blieb.

„Hör' auf, Unhold!" rief der Lützelburger und warf ihm den versprochenen Pfennig hin. „Da hast Du Deinen Lohn und noch Einen, damit Du wieder aufhörst . . . Der Wein könnte mir nicht gut thun bei solchem Anblick . . . wenn Dein Lied nicht besser ist, ist es schlecht bestellt mit Deiner Kunst!"

„Das Lied ist wenigstens ganz neu," sagte der Kneißl den Pfennig auflesend. „In der Herberge zum Kranz in Ueberlingen saßen gestern rheinische Studenten zur Nacht — die haben es beim Weine gesungen und zusammen gereimt . . ." Er nahm eine andere Stellung an, indem er mit den Armen die Geberden eines Fidelspielers nachmachte, und wie zu possierlichem Tanze die Beine hob. Er sang: [6])

Ach Du vergift'e Schlange,
Wie gelebst Du je so lange!
Du wüste Hilf der Missethat,
Alles Laster an Dir staht:
Deines Namens unwürdig bist,
Ein Vorlaufer des Antichrist!
Johannes ist Dein Name,
Gehenna ist die Flamme
Die Dir der Teufel hat bereit'
Mit Deinen Gesellen in Ewigkeit!
Du bist . . .

„Mori, can maledetto or taci!“ unterbrach eine zürnende Männerstimme den Gesang und eine kräftige Faust hielt die Kehle des Sängers umklammert. „Ik leiden nix, zu schimpfen santissimo padre ...“

Es war einer der wälschen Söldner, des Deutschen eben kundig genug, um den Sinn des Liedes zu verstehen. Darüber kam die ganze Companey wieder in Aufruhr und während die Einen dem Wälschen Recht gaben, die Andern aber gegen sein unbefugtes Einmengen lärmten, hatte der verschmitzte bucklige Anstifter rasch das Weite gesucht. Dem Lützelburger gelang es endlich, zu begütigen. „Der Pabst,“ sagte er, „ist einmal hier in Costentz ... es gebührt der Kröte nicht, über ihn zu schmähen! Hätten wir des Liedes Inhalt vorher gekannt, wir hätten es ihm wohl gewehrt ... Kommt zu uns herüber, Ihr Italiener ... Der Knirps hat sich aus dem Staube gemacht; das ist sein Glück ... wir aber wollen zur Sühne ein anderes Lied singen, das Allen gefallen soll, auch denen, die es nicht verstehen — sie werden bald begreifen, daß es vom Trinken handelt! Es ist nagelneu, der Wolkensteiner hat es erst ganz frisch für den römischen König gemacht, der auch kein Kostverächter ist!“

Alle waren bereit und stimmten im Chore ein, der Lützelburger aber sang vor:

Wer hie mit mir will fröhlich ein,
Das Glas will ich ihm bringen:
Wer trinken will ein' guten Wein,
Der muß auch mit mir singen —
So trinken wir Alle
Diesen Wein mit Schalle!

Dieser Wein vor andrem Wein
Ist aller Wein' ein Fürste,
Drum trink mein liebes Brüderlein
So rath' ich, Oswald Wolkenstein,
Auf daß Dich nimmer dürste!

Lärmender wurden die Schlußreime wiederholt, die Becher klangen im allgemeinen Entzücken aneinander; der Baier leerte seine Neige, daß, als er das Glas umstürzte, nicht ein Tropfen auf den Tisch rann. Dann raffte er sich mit wankenden Beinen auf, zog sein Lederbeutelchen aus dem Wamms und rief den Herberger, seine Zeche zu bezahlen. „Wohin ich gehe?" rief er mit schwerer Zunge, als Einige ihm diese Frage zugerufen hatten. „Ich will hinauf in die Münstergasse, wo König Sigismund Hof hält. Er gibt heut ein großes Bankett zu Ehren der neu angekommenen Fürsten, besonders seines Freundes, des Kurfürsten von Brandenburg . . . Da gibts

Burgunder und Malmeh, die schwere Menge . . . ächten Malvasier, sag' ich Euch; ich kenne des Königs Unterschenken, will sehen, ob nicht ein Tröpflein für mich abfällt . . ."

„Hat der Schwamm noch nicht genug geschluckt?" lachte der Lützelburger sich ebenfalls erhebend. „Ich gehe mit: es wird allerlei Kurzweil und Merkwürdigkeit geben — vielleicht kommen wir in den Stall und sehen das wunderbare Thier, daß der König von Polanden dem römischen König zum Geschenk geschickt hat . . ." [7])

„Ein wunderbares Thier sagst Du?"

„Freilich — ein Ungeheuer, sieht aus wie ein schwarzer Ochs, ist aber größer als ein Streitroß, hat einen spitzen Schwanz und ein mächtiges Horn auf dem Kopf . . ."

„Ich gehe den Engländern nach," sagte der Sachse, da diese sich auch gemächlich erhoben und zum Weitergehen anschickten. „Die gehen in den Burkhardshof zum güldenen Schwert, wo der Bischof von Lunders in Engelland Herberge genommen hat. Der hat eine Menge von gar besondern Gauklern und Spielern mitgebracht, die stellen den Kindermord von Bethlehem vor und die Hochzeit von Kana und den Sündenfall . . . das muß ich sehen!" [8])

Der Baier hatte sich indessen mit dem Herberger über die Zeche nicht zu einigen vermocht, die ihm viel zu hoch schien. „Was?“ schrie er und schüttelte den Wirth, den er am Wammse gefaßt hielt. „Der Schuft untersteht sich, ein solches Heidengeld für die paar Becher und ein Stück von einem mageren Häslein zu fordern? Ist es nicht genug, daß Du Deinen schäbigen Landwein für ächten Rheinfall ausgibst? Kostet nicht ein ganzer Hase nicht mehr als sieben Plappert und Du erfrechst Dich, für ein Stücklein mehr zu fordern? Willst Du Deine Kunden schinden? Wo ist mein Sarras, daß ich mit Dir selber den Anfang mache?“ [9])

Er tappte nach dem Wehrgehäng, aber die Andern hängten sich an ihn und waren bemüht, den Händelsüchtigen weiter zu bringen. Darüber und in der vollends eingebrochenen Dunkelheit war es unbemerkt geblieben, daß ein Kahn an den Landungssteg herangerauscht war, und ein verhülltes Paar, nachdem es eilig den Schiffer abgefertigt, aus dem Thorbogen heraushuschte. Schon war es am Eingang der matt beleuchteten Gewölbgänge, als Einer der Kriegsleute noch das fliegende Gewand des Weibes erblickte.

„Halloh,“ rief er seinen Gefährten voraneilend

zu, „dort ist wieder eine Weiberschaube in den Gewölbgang hinein gehuscht! Ich hab' einen raschen Blick und ich wette um einen Krug Rheinwein, daß sie jung und hübsch war! Es wird ein fahrend Fräulein sein, die zu dieser Stunde herumhuschen wie die Fledermäuse! Drauf, Gesellen! Nach! Wollen sehen, wer das Wild erspürt!"

Unter Schreien und Lachen stürmten sie alle die Straße hinauf und unter den Bogen vorwärts.

Die Fliehenden hatten nur einen kurzen Vorsprung und auch dieser verminderte sich zusehends, denn die Frau schien vom Schrecken so angegriffen, daß sie nur mühsam und schwankend von der Stelle kam; ihr junger Begleiter, das Unvermeidliche voraussehend, wandte sich bereits zurück und legte Hand ans Schwert, um so die Verfolger zu erwarten. „Halt' ein, Florentin . . ." flüsterte die Frau, „Widerstand wäre vergeblich, die Ueberzahl ist zu groß . . . Hier ist es dunkel," fuhr sie ihn zu sich ziehend, fort. „Der Vorsprung dieses Hauses deckt uns, daß sie vielleicht an uns vorüber eilen . . ."

Widerstrebend folgte der Jüngling, aber die Vermuthung bewährte sich; die Verfolger stürmten johlend an dem Versteck vorbei und noch weit her hallte ihr wüstes Singen und Lärmen durch die Nacht.

„Wohin wollt Ihr jetzt geleitet sein, Herrin?“ fragte Florentin, als das Getöse völlig verklungen war.

„Wohin Du willst . . .“ tönte es hastig entgegen, „. . . sorge nur, daß ich heute noch mein Ziel erreiche . . .“

Sie waren einige Schritte vorgetreten, das Licht aus dem Erdgeschoße eines Hauses fiel auf das Paar und beleuchtete Florentin's Antlitz. Es war nicht wieder zu erkennen in seiner Blässe und mit den eingesunkenen Höhlen, in denen unheimliche Feueraugen loderten.

„Ihr besteht also darauf . . .“ sagte er dumpf und traurig.

„Frage nicht,“ rief sie ungestüm, „. . . handle! Ich habe keinen andern Gedanken . . . jeder versäumte Augenblick frißt mir am Leben . . .“

Er wandte sich und schritt ihr schweigend in eine enge dunkle Nebengasse voran. —

An der Münstergasse sah noch eine stattliche Reihe hell erleuchteter Fenster in die Nacht hinein. Es waren die von drei aneinander stoßenden Gebäuden [10]), des Freiburger Hofs, des Bundrich und des Bischofs-Hofes, in welchen der römische König mit

seiner Gattin Barbara, der ebenso schönen als lebenslustigen Gräfin von Cilly, seine Herberge genommen hatte. Dem Uebelstande, daß die Räume für solche Bewohner zu klein, die Gemächer nicht prächtig genug waren, hatte man durch neue kostbare Ausschmückung und durch Durchbrechung der innern Verbindungsmauern abgeholfen. Auf diese Art hatte Jedes in seinem Antheile genügendes Gelaß und bei größern Versammlungen durften nur die innern Thüren geöffnet werden, um ausreichenden Platz zu reicher Entfaltung des königlichen Pomps zu gewinnen, mit welchem Sigmund sein Erscheinen zu umgeben liebte. Durch das Zusammendrängen wurde sogar der Eindruck erhöht und erhielt etwas von dem bürgerlich häuslichen, aber anmuthigen Gepräge, das die Häuser der Patrizier und Domherren wie überall in den freien Städten des Reichs auch in dem wohl angesehenen und reich begüterten Costentz trugen. Ein großes Zimmer im ersten Gaden bildete den Prunksaal; von beiden Seiten schloß sich an ihn eine Reihe kleinerer Gemächer, die zu Speise- und Spielzimmern dienen konnten; den zweiten Haupttheil des Mittelgelasses bildete eine weite luftige Hausflur, deren rothes Ziegelpflaster sich unter weichen Teppichen ver-

barg, während die Wände im Schmucke buntfarbiger Decken und angeschraubter vielarmiger und vergoldeter Kerzenstähle prangten. Da gab es Raum genug, der besonders tanzlustigen Jugend zu dem Genuß eines kleinen Reigens zu verhelfen; die Posauner, Pfeifer und Trommler hatten im obern Stockwerk in dem hohen Lichteinfall Platz, aus welchem die Töne und Weisen doppelt anmuthig herunter klingen mochten.

An dem Treppengeländer standen einige von den Landherren an der Etsch, welche herbeigekommen waren, um das große Schauspiel einer so gewaltigen, die ganze Christenheit in Bewegung setzenden Versammlung nicht zu versäumen. Dabei war natürlich der Gedanke nicht fern, bei dem König geheimes Gehör und Gelegenheit zu finden, für ihre Pläne wegen des unmittelbaren Anschlusses an das Reich, den ersten Faden anzuknüpfen. Das waren die Beweggründe, welche den fröhlichen Liebenberger, den Sallecker und Starkenberger herbeigeführt hatten; den reichen Niklas Vintler vom Runkelstein hatte wohl auch die Aussicht auf großen Gewinn gelockt, denn es war ein groß Bedürfniß an edlem Metall und die Lombarden und andere Wechsler hatten allerorts ihre Buden aufgeschlagen und waren den

ganzen Tag über umlagert. Konrad Vintler, den Behäbigen, hatte die Hoffnung angezogen, manch wichtigen und bedeutsamen Zug wahrzunehmen zur Sittenschilderung der Zeit in seinem Tugendbuche.

„Ihr kommt spät," sagte Eckart von Liebenberg, „dachte schon, Ihr hättet Euch gar eines Andern besonnen! Habt schon genug versäumt, denn die Augenweide und Kurzweil geht gar nie zu Ende; es ist, als ob man sich im Kreisel drehte und das Geld springt in die Wechslerbuden, daß man es kaum spürt!"

„Ich hab' es Dir voraus gesagt," erwiderte der Sallecker lachend, „ein Weingut wirst Du mindestens daran rücken müssen!" [11])

„Das ist fast schon dahin! Grund und Boden ist verthan, jetzt sind schon die Stangen dran und die Reben . . . aber es grämt mich nicht und wenn ich zur Gesellschaft noch ein zweites nachschicken müßt'! Aber seid Ihr allein gekommen? Wo ist der Goldecker geblieben und Degen Fux und vor Allem Spaur?"

„Der Goldecker kommt nicht," entgegnete Starkenberg, „es ging mit ihm, wie ich immer gefürchtet . . . er hat sich von einem schönen Wamms und einem klingenden Geldsack verlocken lassen! So viel Einladungen auch an ihn ergingen, er ist in Inns-

druck hängen geblieben und nicht gekommen — kein Zweifel mehr, er ist zum Herzog übergegangen!"

„Die Wetterfahne!" rief Eckart stampfend. „So hat sie sich doch nach dem Winde gedreht! Aber wenn sie noch so dick vergoldet würde, der schäbige Grund wird überall durchscheinen! . . . Aber wie ist es mit Spaur? Warum kommt der nicht! Der hat doch nicht etwa auch umgesattelt?"

„Wie man es nimmt!" entgegnete Starkenberg ernst. „Umgesattelt hat er nicht, aber — abgesattelt hat er — er ist todt!"

„Todt? Peter von Spaur, der Eiserne, todt? Willst Du mich narren? Ist er auch bejahrt, war er doch fest wie ein Eichbaum bis in's Mark hinein!"

„Und doch muß im Mark der Wurm gesessen sein, der ihn anfraß, daß ihn der Sturm brechen konnte! . . . Der Brief wegen des Stillstands, den der Wolkensteiner uns aufgeladen, ging in der Reihe herum von Burg zu Burg, daß Jeder sein Siegel darunter setzen sollte und seinen Namen. Er ward blutroth im Angesicht, wie das Pergament vor ihm lag, sprach aber kein Wort — dann hob er die Feder, als ob er ansetzen wollte zur Unterschrift — plötzlich aber lehnt' er sich in den Stuhl zurück und that den

letzten Athemzug . . . er hat es nicht über's Herz gebracht, seinen Namen auf das verfluchte Blatt zu setzen . . . nun liegt er in seiner Gruft zu Sporeggio und ich wollte mich zu ihm legen, könnt' ich damit den meinigen wieder wegwischen!"

„Das Wischen geht nicht an," sagte Sallecker, „aber ihn mit dem Schwert auskratzen . . . dazu wird auch einmal die Zeit kommen. Wie ist es aber mit Dir, Eckart? Wie hast Du Deinen Auftrag erfüllt? Hast Du schon einen Weg ausgefunden, der zum König führt?"

„Ich bin nicht eben besonders glücklich gewesen," entgegnete Liebenberger, „es hält schwerer, als Ihr wohl denkt . . . des Herzogs wegen, der überall seine Kundschafter hat, mußt' es mit größter Vorsicht geschehen — des Königs Kanzler, Meister Kirchheimer, hat mir viel versprochen, aber noch nichts gehalten; jetzt hab' ich bessere Aussicht, ich habe mich an seinen Schreiber gewendet . . ."

„An einen Schreiber? Was wird der vermögen?"

„Das ist ein Schreiber von besonderer Art [12]), der schon viel Fuß gefaßt hat in des Königs Gunst und der wohl bald höher steigen wird! Kaspar Schlick ist sein Name, eines ehrbaren Bürgers Sohn aus

Eger, die Mutter aber, eine Gräfin Colalto, hat ihn dem König empfohlen. Es ist gut, daß Ihr kamt, denn eben für heute gab er Hoffnung, daß es gelingen werde, im Gewühl des Festes mich unbemerkt zum König zu bringen ... Doch man kommt! Laßt uns bei Seite treten — dort in der Ecke können wir sehen, ohne bemerkt zu werden ... das ist der König."

Sie zogen sich seitwärts; Starkenberg blickte nach den Herankommenden zurück. „Er ist es," sagte er, „ich erkenne ihn wieder, wie ich ihn in Ungarn gesehen ... der Männer Stolz und der Frauen Liebling — aber die sieben oder acht Jahre haben ihn älter gemacht ... das blonde Kraushaar und der so hoch gehaltene mächtige Bart sind schon stark mit Silberfäden durchzogen ..."

„Das ist nur äußerlich," erwiderte der Liebenberger, „von innen denkt er noch lange nicht daran, den Jüngling auszuziehen! Die an seiner Seite, in der Purpurhenke und dem Gewande von Silberbrokat, ist die Königin ..."

„Fürwahr, ein schönes Weib!"

„Das weiß sie auch sehr wohl und hat nicht das Mindeste dagegen, wenn man sich erdreistet, es ihr zu sagen! Ihre Gefährtin links ist Herzogin

Margarethe von Teck, die Schwester des Nürnberger Burggrafen, und die zur rechten Hand ist Königin Elisabeth von Bosnien [13]), deren Gemahl Twartko Sigismund besiegt und gefangen nahm, und die nun die liebste Freundin der Königin geworden!"

„Wer sind die andern Beiden, die in den schwarzen Pelzen?"

„Wer sonst als Ungarn? Die haben Sigmund erst nicht gewollt und lange Krieg geführt und Meuterei getrieben gegen ihn, jetzt aber hüten sie ihn wie ihren Augapfel. Erst wollten sie Alle, bis auf den Geringsten herunter, in der Stadt Herberg' finden: weil sie aber ein unsauber und unruhig Volk waren, das immer Prügeleien anfing, hat sie der König nach Petershausen [14]) verlegt, da prügeln die Bauern sie wieder und halten sie so im Zaum . . . die Magnaten aber gehen ihm dafür nicht von der Seite. Der Schwarzbärtige ist Graf Niklas Gara, der Großpalatinus von Ungarn, und der Graue mit dem kahlen Schädel ist Stibor von Stiborschitz, nach diesem der Größte und Gewaltigste im Land . . ."

„Der finstere Mann aber, der sich jetzt zu Gara wendet — der mit dem unheimlichen Gesicht, wer ist das?"

„Das ist Pippo.“ [15])

„Wer ist Pippo?“

„Wie, Ihr kennt Pippo nicht? Pippo Spano, den Florentiner, den treuesten Diener und Feldhauptmann des Königs? Der hat mit Bajazet gefochten und heißt der Türkenschreck — dafür hat ihn der König zum Gespan von Temeswar gemacht und ihm große Güter mit dem Bergschloß Ozora geschenkt. Er hat ihm aber auch wieder gedankt für das Geschenk und wie Sigismund auf der Flucht war vor den Rebellen, gab er ihm dort Zuflucht, bis das Blatt sich wieder gewendet hatte, und ließ ihrer dreißig von den Aufrührern köpfen und die Leiber von den Mauern von Ozora in's Wasser werfen ...“

„Wild genug sieht er dazu aus ... aber sind gar keine Deutschen im Gefolge des Königs?“

„Doch, doch ... dort in der Thüre lehnt Günther von Nellenburg, auch sonst sind Grafen und Herren da aus allen Landen ... werdet sie schon sehen bei einem Aufzug, oder wenn die Stadt wieder ein Essen giebt auf dem Rathhaussaal. Die meisten sind heut nicht hier, und die zugegen, werden drinnen sein in den Gemächern, wo die Fürsten selber zusammen sitzen und deren Abgesandte ... es sind

deren da aus Griechenland und vom Groß-Chan und aus Königreichen, deren Namen ich im Leben noch nie gehört . . ."

„Wie ist mir denn?" unterbrach Sallecker. „Seh' ich recht oder macht mir die Einbildung einen Possen vor? Der Junker dort, mit dem die Königin so angelegentlich spricht, ist das nicht . . ."

„Ganz recht gesehen! Das ist der zierliche Junker Tegen von Villanders, der jeder Schürze nachläuft und Frau Barbara nicht zu mißfallen scheint!"

„Ungeschlachter Mensch! So etwas von der Königin zu sagen!"

„Warum nicht, wenn alle Welt davon zischelt? Hab' einmal gehört, ein verliebtes Weib hab' ein Haar von einem Pantherthier verschluckt — wenn es so ist und wenn nur die Hälfte wahr ist von dem, was müßige Mäuler von ihr klatschen, dann muß Frau Barbara eine ganze Pantherhaut verschlungen haben . . ." [16])

Der König mit seiner Umgebung kam näher, die Landherren verstummten und zogen sich zurück.

„Erlaubt, mein Herr und Gemahl," sagte die Königin, indem sie einige sich tief verneigende Frauen aus der Thüre des Nebengemachs heran winkte, „er-

laubt, Euch einige von den Edelfrauen dieser guten Stadt vorzustellen, welche ihre Liebe zu uns dadurch beweisen, daß sie gekommen sind, diesen festlichen Abend zu verschönern ... die edlen Frauen von Lind, von Gumbost, In-der-Bundt und von Tettikon!" Die Frauen verneigten sich wieder und wieder auf's Ehrerbietigste, während König Sigismund grüßend vor sie trat, mit jener Freundlichkeit, die ihm um so rascher alle Herzen gewann, als sie durchaus keinen Schein von Herablassung enthielt. „Unsere Königin hatte ganz Recht, vom Verschönern unseres Festes zu sprechen!" sagte er. „Die edlen Frauen thun das durch ihr Erscheinen und ich bekenne, nicht leicht in meinem Leben einen solchen Kranz von Schönheiten geschaut zu haben. Auf einem Zuge nach Italien — es wird mir unvergeßlich bleiben! — wurde ich in Siena [17]) festlich empfangen und von einer Schaar schöner Frauen begrüßt, die ich bislang für die schönsten gehalten! Jetzt bin ich des Bessern belehrt ... auch hierin ist Italien von Deutschland besiegt und übertroffen, und wäre die Wahl nicht so schwer und müßten wir nicht fürchten, die gerechte Eifersucht unserer Frauen und Königin zu erregen, wir würden diese Farben tragen und uns zu ihrem Ritter machen!"

Die Frauen kamen aus dem Knixen und Erröthen nicht heraus; sie erwiderten, wie Seine Majestät als artiger Ritter bekannt sei, der es meisterlich verstehe, den Frauen zu hofiren, und wie sie also wohl wüßten, was sie von seinen zierlichen Reden zu halten hätten: sie waren aber alle geschmeichelt und nahmen es nicht übel, als der König, bei den Einzelnen die Runde machend, sich in noch stärker aufgetragenen und wärmeren Artigkeiten erging. „In der That," sagte er mit seinem einschmeichelndsten Tone zu der jüngsten, der Frau des Herrn In-der-Bundt, welche eine Blume im Wappen führte und daher dies Zeichen überall, in den Haaren wie am Gewande angebracht hatte, „Ihr seid ein lebendes Blumenbeet, schöne Frau! So wir noch in dem löblichen Alter wären, da wir uns zierlichen Minnefangs beflissen, würden wir hier eine Ausbeute finden, wie nirgendwo! Stirn und Nacken wie Maienglöcklein und Schlehdornblüth', Augen wie Veilchen, Wangen wie Pfirsichblumen und Lippen wie eine frisch aufgegangene Rose . . . Glücklicher Gärtner, dem es vergönnt wäre, sich hier einen wonnigen Strauß pflücken zu dürfen! . . . Ich verstehe Euch," fuhr er lachend fort, als die Frau, purpurroth und

verwirrt, einen halb fragenden, halb ängstlichen Seitenblick nach der Königin hinüberstreifen ließ, „Ihr seid nicht minder schelmisch als schön, aber Ihr seht, unsre königliche Gemahlin hat nicht Muße, mir mein Glück zu mißgönnen . . . sie ist ganz darin vertieft, ihren neuen Kammerjunker mit seinem Dienste bekannt zu machen . . . Hier aber kommt ein lieber Gast, den ich begrüßen muß und der Euch also Eurer Befürchtungen enthebt, wie meines Andringens!"

Der Ankömmling war ein alter Mann in schwarzer ritterlicher Tracht, eine einfach würdevolle Gestalt, ein von reifem Denken und Sinnen geformter Kopf. Ihm zur Seite stand ein Mädchen, das kaum öfter als siebzehnmal den Frühling gesehn haben mochte, selbst eine Knospe, wie die ersten Frühlingstage sie hervorlocken, rein, unentweiht und schön. Ein blaues Kleid von feiner Wolle umschloß gefällig anliegend die schlanke, ziere Gestalt, mit einer Silberborte gegürtelt, wie eine solche auch in die weichen Goldlocken des Haares gewunden war. Das zarte, wohlgebildete Antlitz war nicht eben fesselnd schön, aber von einer weichen Röthe überhaucht; um den schmalen Mund lagerte Anmuth, und wenn das in jungfräulicher Scheu gesenkte Auge sich erhob war

es, als ob man in einen Spiegel von Reinheit und Güte blicke, noch ungetrübt von einem Hauche, unentweiht von einer Berührung des Lebens.

„Gott zum Gruße, alter Freund!“ sagte der König zu dem Ritter. „Wir freuen uns sehr, Euch wieder zu sehn ... seit dem Schreckenstage von Nikopolis sind wir Euch nicht mehr begegnet ...“

„Mein wunder Körper erlaubte mir nicht mehr, den Siegerzügen meines Königs zu folgen,“ erwiderte der Ritter, „in der Einsamkeit meiner Waldburg habe ich wieder Freundschaft geschlossen mit Büchern und der Harfe, den Beschäftigungen des Einsamen ...“

„Ihr sollt uns davon Proben geben,“ unterbrach ihn Sigismund. „Das ist ohne Frage Euer Töchterlein? Ist sie doch Eurer Ehegemahlin getreues Conterfei ... Erlaubt, Frau Königin,“ fuhr er zu dieser gewendet fort, „daß ich die Vorstellung von vorhin Euch vergelte ... Der Ritter Berthold von Schwangau [18]) und seine Tochter! ... Ihr habt mich vorhin mit drei Schönheiten bekannt gemacht, aber ich mache es wett mit einer einzigen — alle Frauenreize wiegt ein solches Antlitz auf, in welchem noch Kind, Jungfrau und Engel so wie hier um den Vorrang streiten!“

Die Königin zuckte bei den letzten leiser gesprochenen Worten verächtlich mit den Mundwinkeln; sie verbarg es aber und begrüßte mit gnädiger Herablassung das Ritterfräulein, das mit schüchternen Taubenaugen zu ihr aufsah, als schiene es um Vergebung zu bitten wegen des vielen Aufhebens und Gebahrens, das man um sie mache und das sie nicht verdiene. Die Königin nahm sie bei der Hand und schritt mit ihr, von den Frauen gefolgt, den Nebengemächern zu.

Der Vorplatz war leer und die Etschländer benutzten den Augenblick, an die Treppe zu gelangen; auf derselben trat ihnen Oswald von Wolkenstein entgegen, im kostbaren Sammetmantel mit Pelz verbrämt, die Pfauenfeder des Minnesängerthums hoch auf dem Barett.

In den Locken seines Bartes schimmerte der Ring der Königin von Arragon.

Verwundert blieb er stehn, als die Ritter mit kurzem, frostigem Gruß an ihm vorüberschritten; er sagte kein Wort und nur ein Lächeln des Spotts muspielte seine Lippen: erst als auch Nikolaus Vintler in gleicher Weise vorüber wollte, fand er Worte, seinem unmuthigen Staunen Luft zu machen. „Wie ist mir denn geschehen?“ rief er. „Hat die kurze Zeit mich mehr verändert als vieljährige Pilgerfahrt,

Falschhaar und Sängerkutte? Ich bin überrascht und erfreut, Dich zu sehn, alter Freund, Dir gerade hier, wo ich Dich am wenigsten vermuthet, zu begegnen, und Du hast kaum einen Gruß für Oswald von Wolkenstein?"

Der reiche Mann war befangen und es gelang ihm nicht, das zu verbergen. „Vergib," sagte er, „meine Gedanken waren zerstreut und bei meinen Geschäften . . . aber daß Du mich hier antriffst, ist Dein eigenes Werk. Seit Du unsern Frieden mit dem Herzog gemacht und ich meines Amts als dessen Hauptsteuer-Einnehmer entsetzt blieb, da hatt' ich müßige Zeit und lange Weile auf dem Runkelstein. Drum ging ich nach Kostentz . . . da giebt's doch zu thun und Geschäfte zu machen . . . Eben ruft mich ein solches, das nicht Aufschub verträgt. Drum vergieb, wenn ich eile — in kurzer Zeit, beim Feste begegnen wir uns wohl wieder."

Er ging; Konrad wollte folgen: diesen aber hielt Oswald, bitter auflachend, zurück. „Nein, Meister Konrad," rief er, „Euch mindestens lasse ich nicht, eh' Ihr mir erklärt, was all' das bedeuten will . . ."

„Mich wundert, daß Ihr fragt," erwiderte dieser, „bei den Falken habt Ihr's eben verdorben — die

sechs Jahre Stillstand vergeben sie Euch nicht so bald."

„Die Thoren!" rief Oswald. „Zu wessen Nutzen hab' ich ihn denn bedungen? Nicht allein und einzig für sie? Ist es nicht in ihrer Macht, ihn zu nutzen und was hätten sie im Augenblick gekonnt . . . was hätten sie jetzt anders vermocht, als sich doch still halten zu müssen? Und hab' ich nicht dafür die Bestätigung erwirkt?"

„Sie denken nicht so — der Bruder aber grollt Euch, weil Ihr bei dem Frieden ihm seinen Posten nicht erhalten, weil Ihr nicht gemacht, daß der Herzog den Starkenberger gezwungen und er sich mit ihm vertragen mußte, um seinen lieben Runkelstein wieder zu haben!"

„Vortrefflich!" rief Oswald wieder. „Da haben ja meine wohlgemeinten Bemühungen mir recht angenehme Früchte getragen . . . es fehlte nur noch, daß . . . Wo ist Herzog Friedrich?" fuhr er abbrechend fort.

„Das fragt Ihr mich? Wart Ihr denn nicht die ganze Zeit über schon vor uns in Kostentz?"

„Was sollt' ich hier? Als mein Geschäft beendigt war, schiffte ich nach dem Allgäu über und ritt, einen alten Freund und Sanggenossen zu be-

suchen, nach Schwangau — erst heut' traf ich von dort wieder ein!"

„Auch Herzog Friedrich ist erst vor einigen Tagen wieder in Kostentz — wir sind ihm überall auf der Spur nachgereist. Nachdem er den heiligen Vater hergeleitet, zog's ihn bald nach Innsbruck zurück und ließ ihn nicht mehr los!"

„Ihr sagt das so sonderbar," entgegnete Oswald und musterte das Lächeln in dem behäbigen Antlitz des Vintler. „Was soll das heißen? Was war es, was den Herzog nach Tirol zurückzog?"

„Wär's möglich?" fragte Vintler entgegen. „Solltet gerade Ihr nichts davon gehört haben, daß es ein neues Schätzchen war, das ihn fesselte?"

„Warum sollte gerade ich davon hören? Ihr redet immer sonderbarer!"

„Nun, werdet nur nicht unwirsch, edler Herr und Freund! Ich dachte nur, weil Euer Name dabei doch auch nicht ungenannt blieb . . . Es ist nun einmal doch kein Geheimniß mehr, wer die Frau gewesen, um deren willen Ihr die Pilgerfahrt unternommen in's gelobte Land . . ."

„Was ist das! Wie kommt jener Namen noch einmal zu dem meinen und zu mir?"

„Wie sollt' er nicht . . . Die ist's ja eben, des Herzogs neues Liebchen!"

„Unmöglich, Vintler . . . das ist ein lügenhaft Gerücht!"

„Nein, Herr, Wahrheit ist's . . . Auf dem Friedensfest zu Innsbruck da fing's an — dann ist er heimlich oft bei Nacht zu ihr geschlüpft, das Zischeln ging gar bald hin und wieder; dann nahm er's nicht mehr so genau und kam wohl gar am hellen Tag zu ihr . . ."

„Unmöglich, Vintler!" rief Oswald wieder und noch lebhafter. „Da seht Ihr's wieder und könnt's in Euer Tugendbuch schreiben, wie verderbt und lügenhaft die Welt! Weil die Hausmannin dem Herzog gefiel, mußte er sie gleich besitzen und entehren? Weil sie ein leichtsinnig und wankelmüthig Herz hat, muß sie darum schlecht sein? . . . Sie ist meinem Herzen fremd geworden, als hätt' ich sie nie gekannt — dem aber widersag' ich doch vor aller Welt . . . zur Buhlerin herabzusinken, und wär's auch die eines Herzogs, dazu ist Sabine zu stolz!"

Er ging und ließ Konrad Vintler stehn, der ihm kopfschüttelnd nachsah. „So ganz fremd scheint sie in diesem Herzen doch noch nicht zu sein," sagte er

vor sich hin, „aber für mein Tugendbuch wird's wohl zu merken geben . . .“

Der Vorsaal war leer und still geworden; aus den Nebengemächern schallte fröhliches Gespräch und munteres Lachen.

In die heitern Töne mischte sich ein schmerzliches, halbunterdrücktes Schluchzen. Es kam aus der Ecke, wo schwere herabwallende Vorhänge eine Art kleinen Erker bildeten. Zwei Edelknaben in den Farben des Herzogs von Tirol saßen dort unbeachtet auf einem Wandbänkchen; der Eine, an die Brust des Andern gelehnt, hatte sein Gesicht daran verborgen und weinte bitterlich.

Es war Sabine mit Florentin.

„Faßt Euch, Herrin,“ flüsterte dieser, „was Ihr wolltet, ist geschehn — ich hab' uns diese Kleider geschafft und Euch hieher geführt . . . Ihr werdet Alles selbst verderben und durch Eure Unruhe und Eure Thränen Euch verrathen . . .“

„Bin ich unruhig?“ fragte Sabine, sich hastig aufrichtend. „Hab' ich geweint? Fürchte nichts, es war nur ein Augenblick des Vergessens — warum sollt' ich weinen und bange sein, ich bin ja hier — dem Ziel meiner Wünsche nahe . . . durch Dich, Du

treues Herz! O wenn ich im Stande wäre, Dir so zu danken, als Deine Ergebenheit es verdient!"

„Ich will keinen Dank," murrte Florentin abgewandten Gesichts. „Euch zu dienen ist mein Glück, wenn es auch mein Elend ist!"

„Wackrer Knabe . . . ich will dafür dankbar sein, auch wenn Du es nicht begehrst: nicht Deine Herrin — wie Deine Schwester will ich sein und Dich wie einen Bruder halten . . . Aber wo weilt er so lange?" fuhr sie umherblickend fort. „Wenn Deine Kundschaft irrig wäre, Florentin? Wenn er nicht käme? . . . Ich stehe am Rande eines Abgrunds . . . o Gott, mein Gott, wohin ist es mit mir gekommen . . ." Sie brach neuerdings in Thränen aus und drückte das Gesicht in die Falten des Vorhangs. „Oh," wimmerte sie, „daß ich taub geworden, eh' ich dieses Wort gehört . . . aus diesem Munde gehört . . . Heiliger Gott, ich . . . ich . . . und jetzt seine . . ." Der Schmerz erstickte ihre Stimme. Florentin stand halb sinnlos daneben; er spielte mit dem Dolche an seinem Gürtel, demselben, den einst Sabine getragen; er lüftete ihn in der Scheide: Wuth, Rache und Leid kochten in seiner Seele — er wußte nicht, sollte er ihn in die Brust des beglückten

Nebenbuhlers stoßen oder die ihn verschmähende Geliebte durchbohren oder dem eigenen gequälten Herzen Ruhe schaffen für immer.

Am Ende des Ganges, der in das anstoßende Gebäude führte, wurden Schritte vernehmbar und fröhliche Männerstimmen. „Man kommt,“ flüsterte Florentine. „Ermannt Euch . . . es ist — den Ihr erwartet . . .“ Sie richtete sich an seinem Arme auf und starrte dem Kommenden entgegen.

Wohlgemuth kam Herzog Friedrich heran und hielt überrascht inne, als er die beiden Knechte in seinen Farben bemerkte. „Wer seid Ihr?“ rief er. „Wie kommt Ihr in meine Farben?“ Er wollte mehr sagen, aber Sabine trat ihm entgegen, ein Blatt in der Hand, das sie ihm übergeben zu wollen schien — sein Auge begegnete dem ihrigen . . . „Sabine, Du?“ flüsterte er hastig und rief dann laut seinen Gefährten zu: „Eben erinnere ich mich, daß ich den Burschen selber gedungen . . . Geht und erwartet mich . . .“

Aufweinend sank sie ihm an die Brust, der Vorhang wallte nieder um sie: vor demselben lehnte Florentin an der Wand, an allen Gliedern erbebend. Er tastete wieder nach dem Dolche . . . er riß ihn

heraus, dann aber erblickte er das Kreuz, das dessen Griff bildete und mit einem Male war der Ausdruck seiner Mienen verändert; die Wuth wich dem Leide, und den Kreuzgriff an die Brust drückend, sprach er ein verworrenes, glühendes Gebet.

„Erkläre mir das Unbegreifliche!“ rief Herzog Friedrich drinnen, indem er die schöne Weinende von sich drängte und ihr in das thränenüberflossene Antlitz sah. „Dich finde ich hier? In diesem Gewande? Was suchst Du?“

„Kannst Du das im Ernste fragen?“ hauchte sie, ihn zärtlich umschlingend. „Was sollt' ich suchen? Was in der weiten Welt hätt' ich zu suchen, als Dich?“

„Schöne Thörin,“ erwiderte er schmeichelnd, „sind es doch erst wenige Tage, daß wir schieden? Wollte ich nicht bald zu Dir zurückkehren?“

„Wenige Tage? Bald? . . . O, Friedrich, Du kennst das Zeitmaß sehnsüchtiger Liebe nicht, wenn solche Worte Dich so leicht dünken und so kurz . . . Wenige Tage können zur Unendlichkeit werden, das Bald zu einem Niemals . . . ich ertrug es nicht länger, von Dir getrennt zu sein: ein häßliches, ein erschreckendes Gerücht jagte mich auf, Dir zu folgen . . . Da bin ich nun, an Deinem Herzen erreicht es mich

nicht — da bin ich, um nie wieder von Dir zu gehen . . ."

„Du sollst bei mir bleiben — nur beruhige Dich! Sage, welches Gerücht Dich erschreckt?"

„Laß es nicht mich aussprechen, laß es nie über meine bebenden Lippen kommen . . . ich bin ja wieder ruhig, ich bin glücklich! Sage mir nur, daß Du mich liebst — daß Du mich noch liebst, wie am ersten Tage, da Du es mir geschworen — daß Du nie aufhören wirst, mich zu lieben . . "

„Thörin, wie oft soll ich es Dir betheuern? Nie werde ich das!"

„Nie, nie! O, wenn Du es je könntest, Friedrich, es wäre entsetzlich! . . . Wider die bessere Stimme in mir habe ich Deiner holden Rede geglaubt; mich selbst — mein ganzes Sein, Vergangenheit und Zukunft habe ich an Dich hingegeben — ich that es um Dich, um den Preis Deiner Liebe . . . Wenn ich um diesen Preis betrogen, wenn Deine Liebe mir je entrissen würde: wenn es wirklich von mir gelten könnte, das entsetzliche Wort, das ich vernehmen mußte . . . Friedrich, meine Seele auf Dein Gewissen . . . ich müßte verzweifeln!"

„Welches Wort? Du sprichst mir Unbegreifliches!"

Sie richtete sich etwas auf und sah ihm mit der vollen Flamme ihrer Augen in's Angesicht. „Ich bin nicht edel genug, Dein Weib zu heißen," fuhr sie gelassener fort, „ich habe es vorher gewußt und mich Dir doch ergeben: ich darf darum nicht klagen über die Schmach, die ich mir selber angethan . . ."

„Schmach? Mir anzugehören, nennst Du Schmach?"

„Eine Schmach — die mich beglückt, die mich adelt, die mich so hoch erhebt, als wolltest Du Deine Krone mit mir theilen . . . eine Schmach, die Entzücken ist, Friedrich, so lange Du mich liebst . . . Wie aber, wenn Du andere Bande knüpfen würdest . . . Das Gerücht hat von Deiner Wiedervermählung gesprochen . . ."

„Gerücht! Nichts weiter!" erwiderte der Herzog, nicht ohne Befangenheit — aber es war dennoch wahr, Anna von Braunschweig war zu seiner zweiten Gemahlin auserſehn. [19])

„Wenn es doch wäre . . . wenn Du um einer andern willen mich verlassen könntest . . . wäre ich dann Anderes, als was ich mich nennen hören mußte . . . Deine . . . Buhlerin . . ."

„Sabine," rief er begütigend, indeß sie sich noch

inniger an ihn schmiegte. „Laß ab, Dich mit solchen Bildern zu ängstigen! Wie schön Du bist," fuhr er fort, ihr sanft über Haar und Stirn streichend. „Wie reizend diese Knabentracht Dich kleidet! Ich würde Dich lieben, von diesem Augenblick an, läge ich nicht schon in Deinen Banden gefangen, die mich ewig umschlingen werden . . ." Er sagte das mit Feuer und einem Gefühl, an das er selber glaubte — es war dennoch unwahr: die erste Glut war schon erkaltet in seinem gesättigten, wandelbaren Gemüthe. „Aber gehe nun, meine Holde," begann er zärtlich wieder — „ich werde Dich, bis eine Wohnung für Dich gefunden ist, in's Kreuzlinger Kloster, draußen vor der Stadt geleiten lassen; dort habe ich meine Herberge genommen, dort warte meiner . . ."

„Nein, schicke mich nicht von Dir!" flehte sie mit innigem Tone. „Die Geister, die mich peinigen, haben nur Macht über mich, wo Du mir ferne bist... laß mich bei Dir bleiben, als Deinen Diener laß mich in Deiner Nähe sein . . ."

„Es geht nicht an; wie leicht könntest Du Dich verrathen!"

„Ich werde mich nicht verrathen — Niemand soll mich erkennen: ich werde mich nicht vordrän-

gen . . . Dich nur von Ferne zu sehen, soll mir genügen . . ."

Ein inniger Kuß dankte für die Gewährung, die er der holden Bitte nicht zu versagen vermochte.

Der Vorhang hob sich; Sabine huschte heraus, Florentin zog sie dem Gange zu. „Komm, Kamerad," rief er in verstellter Lustigkeit, „die Gesellen warten — komm, daß wir nicht das Nachsehn haben beim Mahle . . ."

Am Ende des Corridors, wo eine helle Ampel den Vorplatz des anstoßenden Hauses beleuchtete, öffnete sich eine Thüre — Oswald trat aus ihr hervor. So sehr sie von hinnen eilten, hatte doch sein Auge die einst so geliebten Züge auch in der Verstellung erkannt. „Also dennoch wahr!" murmelte er und legte die Hand an's Herz, durch das ein Schmerzenszucken gegangen war, wie wenn blutend der letzte schwache Faden reißt, der ein erlöschendes Leben festgehalten an der Erde.

Nur wenige Schritte und nicht minder unerwartet stand er Herzog Friedrich gegenüber — Beide fanden nicht sogleich Worte zur Begrüßung. Nur ein paar Monate waren verschwunden, seit sie als Freunde von einander geschieden; sie hatten hingereicht, das

Wiedersehn zu einem ganz andern zu machen. Dem Herzog lag es als geheime Schuld auf der Seele, daß er seiner damals gegebenen Zusage zuwider mit Pabst Johann in verborgene Verbindung getreten war — in Oswalds Gemüth hatte der jetzige Augenblick einen erkältenden Tropfen geworfen, daß die treu bewahrte Glut jugendlicher Ergebenheit aufzischte und erlöschend sich mit dunkler Aschenschicht überzog.

„Sieh da, Herr Oswald von Wolkenstein,“ begann zuerst der Herzog, „dem hier zu begegnen, wir schier nicht mehr uns vermuthend waren . . .“

„Warum, gnädigster Herr?“ war Oswalds Antwort. „Bin erst vor ein paar Tagen nach Constanz zurückgekommen — hört' ich doch, daß Eure Durchlaucht ebenfalls in Innsbruck verweilten, wo sonder Zweifel hochwichtige Geschäfte Euch zurückgehalten!“

Friedrich klemmte die Unterlippe zwischen die Zähne. „Gleichviel,“ sagte er dann, „Du kommst immerhin noch früh genug zu der großen Festlichkeit, die in wenig Tagen stattfinden soll — früh genug, um zu sehen, wie mit den andern Fürsten allen auch Friedrich von Tirol seine Lande vom König zu Lehen erhält . . .“

„Nimmermehr, gnädigster Herr!“ brauste Os-

wald. „Stehenden Fußes fuhr ich von Euch hinweg nach Frankfurt und trug dem König, der noch vor der Stadt gelagert war, mein Gesuch vor — er gab sein Wort darauf!"

„Du siehst, wie er es hält — er will Oestreichs alte Freiheit nicht anerkennen, bezweifelt unsre alten Briefe und ich . . . ohnmächtig zum Widerstand im Augenblick — ich muß mich fügen, den Uebergewaltigen nicht zu reizen . . ."

„Ihr sollt nicht, Herr Herzog!" rief Oswald wieder. „Ihr habt des Königs Wort und meines, das für jenes bürgt! In diesem Augenblick gehe ich zum König — ich denke, ich hab' es Euch bewiesen, daß mein Gedächtniß treu ist — ich habe den Ruf nicht vergessen, mit welchem Ihr zu Insbruck den Becher hobt — Friedel und Oswald, in Ewigkeit... und stimm' ich auch heute nicht so freudig ein, wie damals, ich ruf' es doch — ich halte Euch mein Wort!"

Mit stolzer Verneigung eilte er hinweg, den Gemächern des Königs zu.

An den Frauen vorüberschreitend, fühlte er plötzlich sich von einer zarten Hand gestreift und eine wohlbekannte liebliche Stimme rief ihn an. „Nun

hab' ich doch recht gefürchtet," sagte sie, „daß Ihr mich nicht mehr kennen und achtlos in dem Glanz des Königshofs an mir vorüberschreiten würdet . . ." [20])

„O, Margarethe," rief Oswald und über seine Züge ging es, wie warmer Frühlingsathem über Winterfluren geht, „Ihr wißt nicht, wie sehr Ihr mir Unrecht thut mit solchem Wort . . . wen sucht' ich sonst von diesen Menschen allen, wen sonst, als Euch?"

„So recht ernsthaft," sagte sie munter entgegen, „muß das Suchen doch nicht gewesen sein, sonst hättet Ihr mich wohl ausgefunden, wie ich Euch!"

„Ihr dachtet an mich? Ist's möglich? Mußte ich nicht eher besorgen, daß Ihr über dem prachtvollen Anblick des Festes, über dem neuen Euch ungewohnten Schauspiel mein vollends vergessen würdet?"

„Ich bin nicht so vergeßlicher Art," erwiderte sie mit einem holden Lächeln, „und bekenne gern, daß ich nach Euch umgesehn. Der Vater ist nie bei mir, ist immer im Gespräch mit ernsthaften Bekannten . . . Diese Frauen — daß ich's Euch nur gestehe — versteh' ich nicht, da hab' ich nach dem Freunde mich gesehnt . . ."

„Gesehnt? Nach mir gesehnt? Unter so Vielen, die aller Reiz und alle Kühnheit der Jugend schmückt, nach mir gesehnt, dem ältern, ergrauten Mann?“

Sie sah ihn herzlich und offen an. „Ihr seid so alt noch nicht, als Ihr immer sagt,“ rief sie munter, „und dann,“ fuhr sie bedächtiger fort, „dann ist's gerade wieder Euer Alter und Euer ehrwürdig Haar, was mir Zutrauen einflößt — ich kann mit Euch lachen und plaudern, wie mit meinem Vater und doch — doch ist's auch wieder nicht so . . .“

Sie stockte befangen. „So sagt, wie ist es denn, wenn Ihr mit mir plaudert?“ drängte er.

„Ihr müßt mich nicht unterbrechen,“ entgegnete sie schmollend, „nun weiß ich es nicht mehr! Nun weiß ich nur noch Eines, daß ich wieder fort sein möchte — fort, so schnell als möglich fort!“

„Wie, fort? Wär's möglich, daß es Euch in solcher Umgebung nicht gefiele?“

„Gefallen — nun ich bin nicht blind noch thöricht; mir gefällt, was reich und anmuthig ist und sinnvoll: aber hier drückt es mich und liegt wie eine Last auf mir, wie ein ungewohnt schleppendes Gewand . . . Alles ist so eng und dumpf, so schwül

und düster ... O, daß ich meine grünen Berge wieder hätte, meine dunklen Wälder, meinen tiefgrünen Alpsee ... dort könnt' ich aufathmen, dort ist es so weit, so hell, so frisch und frei!"

„Alles was Ihr nennt," rief Oswald innig, „aus Euren Worten weht's mich an ... O, diese Wanderungen durch Berg und Thal an Eurer Seite, mit Euch die Fahrten auf dem grünen See, im traulich engen Nachen ... O, hab' ich Thor darum die weite Welt durchwandert, nach Süd und Nord, durch Glut und Hitze, daß ich im einsamen Bergthal das Glück finde, nur um zu erkennen, daß es für mich verloren ist!"

„Verloren, Oswald?" fragte sie unbefangen. „Warum verloren? Wir kehren bald zurück, ich will schon sorgen dafür. Wollt Ihr dann nicht wieder zu uns kommen? Den Vater wird es freuen, wenn Ihr recht oft auf dem Schwanstein einsprechen wollt ..."

„Den Vater, Margarethe — aber Euch?"

„Mich? Nun — mich freut es auch ... ich liebe Eure Lieder, Eure Weisen ... ich lieb' es, wenn Ihr von Euren Fahrten, von fremden Völkern und Ländern erzählt ... ich liebe ..." Sie stockte

wieder und erröthete. „Was Ihr mich Alles sagen macht!“ setzte sie, sich abwendend, hinzu.

Er faßte Ihre Hand. „Und wenn ich nun vollendete, was Ihr ungesagt ließt? Wenn ich es von meiner Seite ergänzte? . . . Wenn ich nun wiederkäme, um nicht mehr von Euch zu gehen?“

„Ja, das thut!“ rief sie freudig. „Kommt und bleibt bei uns — auf Burg Schwangau ist Raum für uns Alle . . .“

„Und wenn ich statt dessen bäte, mir auf meine Burg zu folgen . . . bei mir zu bleiben ganz und immerdar?“

„Oswald . . .“ stammelte sie betroffen.

„Wenn Ihr mir folgen könntet! O, Ihr solltet in meiner Heimat Eure Berge, Seen und Wälder nicht vermissen! Daß Ihr es könntet . . . der Gedanke macht mich zittern . . . Darf ich denn hoffen, daß solche Seligkeit mir noch beschieden sei? Soll aus dem Schutt meines Lebens eine neue grüne Jugend sich erheben . . . hat denn mein Herz noch Raum für diesen Himmel . . .“

„Man hört auf uns . . .“ flüsterte Margarethe gesenkten Auges und war in die Reihen der Frauen entschlüpft.

Der König hatte sich indessen in eines der innern Zimmer zurückgezogen und stand umgeben von einer Anzahl Männer, deren bloßer Anblick erkennen ließ, daß das Vergnügen des Festes und der Tafel für sie die Gedanken an Wichtigeres nicht verdrängte und mit seinem heitern Gewande nur den Ernst der Verhandlungen verhüllen sollte, die sie zusammengeführt. In eifriges Gespräch vertieft, stand der größte Gelehrte seiner Zeit Peter von Ailly [21]), der Cardinal von Chambery mit Wilhelm Fillastre, dem Cardinal von Sankt Markus, zusammen; neben ihnen, bedächtig zuhörend, ein Mann mit kühnem Gesicht und entschlossener Haltung, durch die schwarze Robe als ein Meister der Gelehrsamkeit bezeichnet. Es war Johannes Gerson, der berühmte Rechtskundige und Gottesgelehrte, der Kanzler der hohen Schule von Paris; ein Jüngerer schloß sich an ihn, das hochgewölbte Haupt sinnend vorgeneigt, die Hand am Kinn, wie über einer schweren Aufgabe grübelnd. Sein Name war Matthäus Röder; der Ruf seiner Kenntnisse hatte auch ihn als Lehrer nach Paris geführt. Der König selber, etwas seitwärts getreten, vernahm den Bericht eines schlicht gekleideten jungen Mannes, dessen hochgewölbte Stirn verrieth, daß die Gedan-

ken hinter ihr weit über die Jahre hinausreichten, welche diese noch mit dem vollen Lockenschmuck der Jugend umgaben. Es war Kaspar Schlick, des Königs Schreiber.

„Bei meinem Seelenheil!“ rief der König dann, indem er sich mit ungewohntem und feierlichem Ernste zu den Herren wandte. „Bei meiner Hoffnung auf Gottes Gnade — ich kann nicht anders! Glaubt mir, Ihr Herren, es ist nicht Starrsinn, nicht das eitle Bestreben, Recht zu behalten, was mich zwingt, dabei fest zu bleiben, daß die Reform der Kirche — der gesammten Christenheit einmüthiger Wunsch — das Erste sei, womit dieses mit so vieler Sorge und Mühe zusammengebrachte allgemeine Concilium zu Constanz sich befassen und Hilfe schaffen soll! . . . Vielleicht ist mein früheres, oft unbedachtes Leben Ursache, daß Ihr den Ernst dieses Entschlusses nicht glaubt — aber er ist wohl erwogen: ich bin ein Anderer geworden, seit sie mich gesalbt haben auf dem Stuhle zu Aachen! . . . Es ist ein von oben mir auferlegtes Amt, das ich vollziehe, ein heiliges Gelübde, das ich lösen muß! . . . Höret [22]), was wir vor dieser Stunde als ein Heiligthum in unserem Gemüthe gehalten und vor jedem sterblichen Ohre

verborgen haben . . . Es war vor Jahren . . . ich war damals noch König in Ungarn und hatte zu Preßburg eine lange Nacht in Unruhe, Kummer und Sorge auf meinem Bette gelegen und den Morgen herangewacht . . . da blitzte der erste Strahl des Himmelfahrtstages am Horizont empor und fiel in mein Gemach und bei hellen wachenden Sinnen erscholl mir eine gewaltige Stimme von oben und sprach also zu mir . . . „Stehe auf, Sigismund . . . bekenne Gott! Du sollst einen Weg bereiten der göttlichen Ordnung, denn alles geschriebene Recht hat Gebrechen an Gerechtigkeit! Du sollst den Weg bereiten dem, der nach Dir kommen und Großes wirken wird durch Gott!" . . . Als ich die Stimme so vernahm, ward ich betrübt in meinem Herzen und hinterkam mich selbst, zu erkennen, wer ich wäre — da ward es mir klar, daß ich berufen sei, den Weg zu bereiten und gewann große Aufrichtung und Erleichterung und von dem Tage an, als ich des Reichs Knecht und Diener geworden, strebte ich mit allem Sinnen danach, daß eine rechte Ordnung der Päbste sein und ein Conzilium den Staat der Kirche ordnen sollte . . . Dess' hab' ich gedacht mit all' meinem Vermögen in Siechtagen und Gesundheit

und soll nun davon ablassen? Kann — darf ich das?"

„Es würde uns schlecht geziemen," sagte der Cardinal von Chambery, „so wir Eurer Majestät zumuthen wollten, das zu thun und abzulassen von so feierlichem Gelöbniß — aber das steht uns zu, daß wir Euch zu erwägen geben, was erreichbar ist, was jetzt erreichbar ist und was vorher geschehen muß, ehe die Hand an solches Werk gelegt werden kann. Die Welt behauptet, die Kirche liege im Argen und bedürfe einer Umgestaltung an Haupt und Gliedern — kann das vernünftig geschehen, so lange dieses Haupt nicht einmal ein einiges und einziges ist — so lange das unselige Schisma die Glieder trennt?"

„Doch wie soll dann der Spaltung ein Ende werden?" entgegnete der König rasch. „Es ist ein falscher Cirkel, in dem wir uns drehen! Das Conzil zu Pisa hat die beiden Päbste feierlich entsetzt und erst Alexander, dann Johannes als wahren und ächten Pabst gewählt . . . Ist darum die Spaltung gehoben? Gesteigert ist sie, denn statt zweier Päbste haben wir nun drei, Gregor und Benedikt fahren fort, sich zu behaupten — sie haben sogar hieher an den Sitz des

von ihrem Gegner berufenen Conciliums ihre Gesandten abgeordnet und die Verwirrung bleibt die gleiche, ob man sie zuläßt oder zurückweist!"

„Der einzige Ausweg," sagte Doktor Röder ruhig, „ist friedliche Unterhandlung . . . Die Absetzung bleibt immer ein Schritt der Gewalt, die der Betroffene niemals anerkennen wird — durch Verhandlung und Ueberredung müssen alle drei Päbste bewogen werden, freiwillig abzudanken und sich einem neu zu wählenden Oberhaupt zu unterwerfen."

„Habt Ihr Lust, Doktor, diese Verhandlung mit dem alten Starrkopf in Peniscola zu versuchen?" rief Sigismund entgegen. „Was Ihr wollt, ist längst erreicht: Jeder hat zugesagt, freiwillig abzudanken, sobald die beiden Andern es auch thun würden . . . Damit ist immer ein Hinterthürlein offen und Keiner denkt im Ernste daran — am wenigsten Johannes. Wir wissen Alle, daß er nichts Anderes sinnt, als sich um jeden Preis zu behaupten!"

„Gegen Pabst Johannes," sagte Gerson ernst, „sollte es Mittel geben, denk' ich, ihn zur Nachgiebigkeit zu stimmen — wären wir nur erst der Andern und des Conciliums versichert und das kann nur geschehen, wenn Majestät dem Rathe des Cardinals

folgend, sich entschließen, die Reform dem Schisma nachzusetzen. Ihr sollt sie darum nicht aufgeben; wir Alle, die ganze Christenheit verlangt sie ja mit Euch und so dringend, wie Ihr, — aber um sie überhaupt möglich zu machen, soll sie aufgeschoben: sie soll das Zweite werden, da sie als Erstes nicht zu erreichen ist — als Zweites, doch darum nicht als minder Wichtiges, nein als das Wichtigste, ist erst das Hinderniß, die Spaltung gehoben!"

„Ich kann's nicht finden," sagte Sigismund nachdenklich — „doch wenn ich, der Nothwendigkeit weichend, mich nach Eurem Sinn bequemen wollte, was erreichen wir? Die Italiener bilden die Mehrzahl der Versammlung, sie sind fast Alle auf Pabst Johannes Seite . . . kein Beschluß ist durchzusetzen gegen sie!"

Kaspar Schlick hatte bisher in bescheidener Entfernung zugehört. Jetzt trat er vor. „Wenn mir vergönnt wäre," sagte er, „im Kreise solcher Männer auch eine Meinung auszusprechen, so dünkt mich, des Königs Majestät habe mit diesem Wort die wunde Stelle wie mit der Nadel berührt — Verhandlungen vergeuden nur kostbare Zeit . . . es gilt; das Uebergewicht der Wälschen zu brechen und dadurch dem Con-

zilium die unterbundene Freiheit der Bewegung zu schaffen — es gilt, die Art der Abstimmung zu ändern ..."

„Aber wie sollte das geschehen?" fragte Peter d'Ailly. „Das Wort ist leicht, doch schwierig ist die That!"

„Ich denke, das Samenkorn zeigen zu können, aus dem sie keimen soll ..." erwiderte Schlick mit bescheidener Zuversicht ... „Den würdigen und gelahrten Herren ist bekannt, wie früher auf Versammlungen der Kirche nur die geistlichen Würdenträger gestimmt und die Stimmen nach Personen gezählt wurden — auf dem Pisaner-Conzil ward das geändert und auch den Doktoren und Professoren, die sich eingefunden, das Recht der Abstimmung eingeräumt ... Pabst Johannes hat das in Costentz wieder abgeschafft, eh der römische König dahin gekommen: so mag der König darauf dringen, daß es wieder so gehalten werde — der Pabst behauptet ja, das Conzil von Costentz sei nur eine Fortsetzung des pisanischen: wohl, nehmt in diesem Punkte ihn beim Wort — er kann nicht anders und muß den Doktoren und Professoren, den Fürsten und ihren Gewaltträgern das Recht der Stimme zugestehen —

ist's doch ein Reichstag auch, nicht bloß ein Conzil, was in diesen Mauern tagt!"

„Wohl ausgesonnen," nickte Chambery, „doch wird es immerhin noch zweifelhaft sein, die Mehrheit gegen die Wälschen zu erlangen . . ."

„Auch dafür gibt es Rath," entgegnete Schlick. „Ist die Sache so weit eingeleitet, so möge noch ein weitrer Schritt vorwärts geschehen . . . Der Uebersicht und Ordnung wegen wurden, wie männiglich bekannt, die Versammelten nach Nationen abgetheilt [23]) — jede dieser Nationen, die deutsche wie die französische, die englische wie die der Italiener hat ihren eigenen Ort, wo sie zu gesonderter Vorberathung sich versammeln ... wohlan denn, wenn sie für sich berathen können, mögen sie auch beschließen — laßt die Abstimmung künftig nur nach Nationen geschehen . . ."

„Ein großartiger Gedanke!" riefen die Cardinäle, Sigmund aber reichte Schlick die Hand . . . „In der That," sagte er, „ein Gedanke, nicht eines Schreibers würdig, sondern meines — Kanzlers!"

„Fürwahr, ein feierlicher Augenblick!" begann D'Ailly wieder. „Mir ist zu Muthe, als wäre ein großes Wort der Entscheidung gefallen, das nachhallen wird durch Jahrhunderte! — Wohlan Majestät, gebt

uns die Erklärung, daß die Einigung der Kirche das erste Geschäft des Conciliums sein soll, so macht der Cardinal von Chambery die Meinung dieses jungen Mannes zu der seinen — ich selbst werde es sein, der den Antrag der Abstimmung nach Nationen vor die Versammlung bringt und mit seinem ganzen Anhang unterstützt!"

„Das thu' auch ich!" rief Wilhelm von Fillastre.

„Wir nicht minder!" riefen Gerson und Röder. „Die hohen Schulen alle stimmen mit uns!"

„Nun denn, so sei's!" rief Sigismund feierlich. „Ich füge mich dem Unvermeidlichen . . . die Christenheit soll erst ein einig Oberhaupt haben — dann aber soll die Kirchenreform zu Berathung und Beschluß kommen, sogleich und unweigerlich . . Bürgt Ihr mir dafür?"

„Mit unserm Wort!" entgegneten Alle wie aus einem Munde.

„So geht . . . es sei beschlossen! Ihr, Eminenz von Chambery mögt mit unsrem neuen Kanzler das weiter Nöthige berathen . . . doch insgeheim: wir Alle geloben uns Schweigen, damit die Gegner nicht zu früh gewarnt werden und das große Werk vereiteln!"

Die Berathung trennte sich: in gehobener Stimmung schritt Sigismund dem Gemache zu, wo die Fürsten seiner harrten.

Da trat Oswald vor ihn.

„Eine neue Zierde unseres Hofes und Festes!" rief er ihm freudig zu. „Der erste deutsche Sänger konnte mir nicht zu besserer Stunde begegnen. Ihr werdet vor versammeltem Hofe ein Lied singen und bekennen müssen, welch' neues Abenteuer Euch uns so lang entzog!"

„Verschont mich, mein königlicher Herr," erwiderte Wolkenstein, „ich bin übel gelaunt — es möchte ein übel Singen werden!"

„Und was hat Euch die frohe Laune verdorben?"

„Ein schlimmer Schuldner, Majestät, der mir sein Wort verpfändet und mich nun zwingt, daß ich ihn mahnen muß! . . . Ihr seid es selbst," fuhr er fort, als er bemerkte, daß Sigmunds Stirn sich umdüsterte, „und wenn Ihr auch in Zorn aufbraust, ich wag' es drauf: bin es fast schon gewohnt, daß ich mit bestem Sinn nur Unwillen ernte. Ihr verspracht mir, Herzog Friedel solle frei von der Belehnung sein: wenn das Conzil zu Ende, wolltet Ihr selbst nach Innsbruck reisen und ihn belehnen . . ."

„Und was versprachst Du mir entgegen?" unterbrach ihn der König. „Daß der Herzog zu mir stehen würde, als treuer Verbündeter . . . noch hab' ich ihn nicht anders als nur im Flug geschaut . . ."

„Er war in Innsbruck, Herr: es mag wohl Wichtiges gewesen sein, was ihn dahin führte . . ."

„Und was ihn doch nicht abhielt, in geheimem Einverständniß und Verkehr zu sein und zu bleiben mit Pabst Johannes!"

„Das kann nur Verleumdung sein, Herr und König!" rief Oswald feurig. „Ich weiß, daß er diese Zumuthung von sich gewiesen — ich war zugegen, wie's geschah. Seid gnädig, Herr und macht mir möglich, zu halten, was ich versprach . . ."

„Wer hieß Euch auch, so kühn zu versprechen?"

„Hab' ich nicht Euer Wort dafür? Habt Ihr's nicht im Frankfurter Lager mir gegeben?"

„Nicht unbedingt . . . ich behielt mir vor, mit Kanzler und Räthen mich zu befragen: die sind dagegen. Es geht nicht an, eine Ausnahme zu machen, es ist unerläßlich, daß ich vor dem Concilium erscheine in der vollen Gewalt des Herrschers, dem alle unterthänig sind . . . Ich muß das Recht der Königskrone wahren!"

„Der Krone schönstes Recht ist, Allen voranzugehen in Erfüllung der Pflicht . . . Doch wär' es auch, daß Ihr mir nicht bedingungslos gewährt hättet, was ich bat: hättet Ihr's auch gar nicht gewährt — so bitt' ich Euch auf's Neu und bin gewiß, Ihr werdet mir's gewähren!"

„Ich werde nicht — den Grund kennt Ihr!"

„Ihr werdet doch," rief Oswald dringender, während der König zurücktrat und ihm die Zornader an der Stirn schwoll. „Hat König Sigismund auch recht vernommen? Ich bitte . . . Oswald von Wolkenstein ist's, der eine Bitte ausgesprochen — seine erste Bitte!"

„Sinnt etwas Andres aus," sagte der König an sich haltend, „und ich will gern beweisen, daß ich des Sängers Kunst nach Verdienst zu ehren weiß!"

„Nein, diese Bitte sollt Ihr mir gewähren! Ich hab's gelobt, daß nichts geschehen soll gegen Herzogs Friedrich altes, verbrieftes Recht . . . gewährt mir diese Bitte!"

„Hinweg!" rief der König mit zorniger Geberde. „Wollt Ihr's mit Ungestüm ertrotzen von Eurem König?'

„Ertrotzen? Nein — wenn König Sigismund

die erste Bitte abschlägt, die Oswald von Wolkenstein an ihn richtet . . . dann muß ich mich wohl bescheiden! Dann will ich auf die Lieder denken, um Euch und dem Hofe etwas vorzusingen . . . dann sing' ich Euch das Lied vom Schloß zu — Blindenburg!" [24])

„Wollt Ihr des Liedes Inhalt kennen?" fuhr er fort, als Siegmund bei dem Namen zusammenzuckte. „Im Schloß zu Blindenburg lag ein gefangner Mann — der war ein König gewesen, sein Volk aber hatte sich empört uud ihn dort eingeschlossen zwischen Tod und Leben . . . Ein Ritter kam des Wegs und späht' ihn aus . . . Der Gefangene hatte seine Hüter wohl gewonnen, doch seine Feinde wußten es, der Ueberfall war schon beschlossen, der ihn in ihre Hände bringen sollte und das war der Tod . . . Da führte der Ritter ihn heimlich aus dem Kerker und als er freien Himmel über sich sah und freien Boden unter sich, da warf der Gefangne sich an des Ritters Herz und schwur . . . die erste Bitte, die er an ihn richten würde, wollt' er ihm gewähren und sollt es die Hälfte seiner Krone sein!"

„Halt ein . . ." rief Sigmund, der bewegt sich in einen Stuhl geworfen hatte.

„Wollt Ihr nicht auch das Ende hören?" fuhr

Oswald fort, „das Ende, was der König auf die erste Bitte geantwortet . . .“

Sigmund erhob sich. „Ihr kennt das Ende nicht,“ rief er, „ich will es Euch erzählen. Der König nahm des Ritters Hand und sprach — was Du mich bittest, sei gewährt . . . das Erste ist's, daß Königs Wort und Manneswort unerschütterlich seien: sagt Eurem Herzog . . .“

„Sagt es ihm selbst, mein Herr und König . . . Da kommt er eben!“

„Hieher! Willkommen mein edler Vetter von Oesterreich!“ rief der König dem heranschreitenden Herzog entgegen. „Wir haben oft und ungern Euer entbehren müssen und sollte uns unlieb sein, so Ihr noch des Grolls gedenken wolltet, der uns getrennt! Was zwischen uns war, soll abgethan sein und zum Beweise dieser meiner Gesinnung erkenn' ich Oesterreichs Recht, seine Lehen nur im eignen Land zu nehmen, an — und habe entgegen nur ein Bittgesuch an Euch!“

„Sprecht!“ entgegnete Friedrich mit strahlender Miene. „Sagt an, was Ihr begehrt!“

„Daß Ihr, was nicht als Pflicht von Euch gefordert wird, freiwillig thut — des Reiches Fürsten

zum Beispiel, wie hoch ihrer Ersten Einer das Oberhaupt des Reichs geehrt!"

„Ich sage Ja!" erwiderte der Herzog. „So Ihr für alle Zukunft meine Befreiung anerkennt, will ich freiwillig dies eine Mal im vollsten Glanze kommen und mit meinem ganzen Gefolge zur Berennung erscheinen vor des Königs Lehen-Stuhl!"

Der König umarmte ihn leicht. „Und solches Beispiel edler Eintracht," sagte er, „wird nicht ohne Wirkung sein bei den Fürsten — sie ist dieses unerschrockenen Ritters Werk! Nun aber, bei so freudigem Anlaß wird auch Euch, Herr Oswald von Wolkenstein, die frohe Sängerlaune zurückgekehrt sein — darum weigert Euch nicht länger, die festliche Versammlung durch Euren Gesang zu erfreuen! — Ich habe gehört," fuhr er fort, da Oswald sich schweigend verneigte, „Ihr hättet auf Euren Zügen im Maurenland der Mauren Sang, Sprach' und Sitte Euch so ganz zu eigen gemacht, daß es schier unmöglich, von einem Eingebornen Euch zu unterscheiden . . ."

„Ihr sollt einen Maurensänger hören," erwiderte Oswald sich verneigend und ging. Zum König aber

trat Kaspar Schlick und flüsterte ihm einige geheime Worte zu: überrascht sah ihn der König an und in der ersten Ueberraschung glitt wie unwillkürlich sein Blick nach dem Herzog hinüber — wer es bemerkte, mochte wohl vermuthen, daß die geheime Meldung auch den Herzog mit berühre. „Man bereite Alles vor, daß sich der Liedeshof in vollstem Schmuck versammle," rief der König laut. „Uns rufen des Reichs Geschäfte einen Augenblick . . . doch soll es nicht lange sein. Wir wollen, daß Niemand in der Freude des Abends darob sich stören lasse . . ."

Herzog Friedrich war des Königs Bewegung nicht entgangen. „Johannes hat doch Recht, wenn er ihn einen Heuchler nennt," murmelte er für sich . . . „so schön er den Schein der Freundschaft zu spielen weiß, er ist dennoch falsch!"

Er irrte nicht. Der König war gegangen, insgeheim die Herren vom Etschland zu empfangen.

Nur kurze Zeit war verschwunden, als der ganze Hofstaat im Prunksaale und auf dem Flur versammelt war. König und Königin saßen in der Mitte, zu beiden Seiten die Fürsten des Reichs, der Kurfürst von Brandenburg, die Herzoge von Sachsen

und Baiern, der Würtemberger und Thüringer, die Abgesandten der Könige von Schweden, Dänemark, Schotten und England — um sie herum die Träger geistlicher Würden im Cardinalpurpur, die Bischöfe und Aebte, die Doktoren und Lehrer mit den Abzeichen ihres Ranges und Alles umrahmend ein weitoffener Halbkreis von edlen Frauen und schönen Jungfrauen, in bunten schimmernden Schleiern und Gewanden, dazwischen wie wirksames Schattendunkel die Ritter und Knechte in leichter Rüstung oder prächtigem Festwamms. Unweit der Königin, unter den Edelfrauen und Patrizierinnen saß auch Margarethe von Schwangau . . . auch die Diener drängten heran . . . Alles harrte des ungewohnten, verheißenen Schauspiels.

Da erschollen dumpfe Paukenschläge, Schellen klingelten und Castagnetten klapperten, drei dunkelfarbige Mädchen in fremdsüdlichen Gewanden, tanzend und sich drehend und das Tamburin schlagend, traten ein. Es waren Gauklerinnen einer Zigeunerbande, von Oswald herbeigerufen, sein Spiel zu unterstützen, wie sie Aehnliches wohl oft gesehen auf ihren Wanderungen am Ebro und Guadalquivir. Dann erschien der Sänger selbst in maurischen Kleidern, um's Haupt

den buntfarbigen Turban geschlungen, daß die befranzten Streifen des Tuchs weit herab in den Nacken hingen; weite faltige Beinkleider waren um Hüfte und Knie gegürtet und der weite weiße Burnus um die braunen Schultern geschlagen. Die kleine Schooßharfe in der Hand, schritt er in abgemessenen Tanzbewegungen hin und wieder, eine Einleitung spielend, in welche leise die Handpauken dröhnten und die Schellen erzitterten. Dann begann er in weichen, klagenden Tönen das Lied von Xarifa, der Königstochter, die des Christenritters Liebe verschmäht, die aber, als er im Kummer um sie gestorben, ihr Krönlein auf seine Leiche niederlegt und, selbst getauft, ein heilig Kloster baut und im Schleier um ihn trauert und betet ihr Leben lang.

In das Verklingen des Gesangs erscholl lauter Beifallsruf und Händeklatschen der Männer; die Frauen saßen mit gesenkten Blicken und in manchem schönen Auge glänzte das Mitgefühl ob Xarifa's traurigem Geschick. Der König aber erhob sich und wandte sich einem Diener zu, der auf seinen Wink mit einem Kissen herantrat, auf welchem ein Lorbeerkranz lag — er schritt Oswald entgegen, hielt jedoch inne und sah mit suchenden Blicken im Kreise

herum. „Der Sänger soll den Preis haben, der ihm gebührt," rief er, „aber nicht aus unserer Hand — durch die Frauen, die er so hold besingt, empfange er seinen Lohn! Nehmt, edle Jungfrau," sagte er, vor Margarethen von Schwangau stehen bleibend, „als die Jüngste dieses Kreises sollt Ihr für Alle handeln... nehmt diesen Kranz und krönt ihn zum Sängerkönig!"

Wie vom Morgenroth beschienen, erglühte Margarethe: an des Königs Hand trat Oswald hinzu und sank vor ihr auf's Knie — leise rührte die zarte Hand des Sängers verblichenes Gelock, ihm die frischen lebensgrünen Blätter zu vereinen: die Tamburins schallten, von der Höhe bliesen die Posaunen festliche Klänge und wie von einem Munde ertönte der hundertstimmige Ruf: „Heil Oswald von Wolkenstein, dem Sängerkönig! Heil!"

Entzückt sah Oswald zu der Kranzgeberin empor, sein Auge hing an dem ihrigen, er vermochte nicht, sich zu erheben . . . O Margarethe," flüsterte er, wie zum Danke über ihre Hand gebeugt, „das ist die schönste Stunde meines Lebens . . . macht sie zur glücklichsten! O wenn es Wahrheit wäre, was vorhin in meiner Seele aufging, wie in trostloser Nacht ein voller, milder Mondenstrahl . . ."

Sie erwiderte nichts, aber sie erröthete noch schöner — im nächsten Augenblick schimmerte an der schönen Hand der Ring der Königin von Arragon.

Niemand war dessen gewahr geworden, Niemand als Sabine, die glühenden Augs und unter den Dienern stand.

„Heil mir!" rief Oswald entzückt. „Ein neues Leben beginnt . . . jetzt bin ich in Wahrheit der König der Sänger!"

Drittes Capitel.

Der Gonfalonier.

Es war eine düstere, regenverheißende Mainacht. Durch die geöffneten Fenster der bischöflichen Pfalz zu Constanz zog der Duft des Keimens und Sprossens, das jenseits der Mauern sich entfaltete, vermengt mit der Seeluft, die kühl über die hohen Dächer und Firsten hereinstrich, die mächtigen Gardinen eines matt beleuchteten Gemaches leise hin und wieder schwenkend. Auf einem kleinen Tischchen brannte eine Lampe von alterthümlicher Form; um die auf einen Fuß gestellte Schale wand sich eine Schlange empor, daß ihr aufgeringelter Schweif den Henkel bildete, während aus dem geöffneten Rachen eine schwache Flamme zungenähnlich aufstieg. Die Lampe, aus Erz geformt, mit sorglich geschontem Modergrün bedeckt, hatte wohl schon vor Jahrhun=

derten zum nämlichen Zwecke gedient und war ihm durch Ausgrabung in den Trümmern und Ruinen Roms wieder gegeben; ihr Schein reichte kaum hin, die Mosaikplatte des Tisches sammt Büchern und Schriften und das daneben stehende Ruhebett zu beleuchten; der übrige Theil des nicht großen, aber hohen Gemachs war in Dämmerdunkel gehüllt.

Auf dem Ruhebett lag Papst Johannes; in das Kissen zurückgelehnt, mit einem weiten dunkelfaltigen Gewande bedeckt, starrte er vor sich hin und in die Flamme des Lämpchens, das im Luftzuge wankend bald sank, bald sich verlängernd emporloderte — es war nicht zu erkennen, ob Abspannung der Kräfte sich seiner bemächtigt oder das eben Gelesene ihn in tiefes Nachdenken versenkt habe.

Das aufgeschlagene Heft trug griechische Zeichen und darüber die Aufschrift: „Phädon" — des heidnischen Weltweisen tiefsinnig Gespräch von der Unsterblichkeit.

Allmälig veränderten sich die Züge des Ruhenden, ihr Ausdruck ward immer ernster und unheimlicher — immer unbeweglicher und ängstlicher der Blick, mit welchem er in die Flamme und nach den Schatten starrte, die bei dem Flackern derselben auf

Wand und Decke hin und wider huschten. Plötzlich, wie von einem Schreckbild aufgeschnellt, sprang er empor und streckte die Hand zum Angriff und doch wie abwehrend gegen die Schatten; im nämlichen Augenblick aber schien er sich dessen zu besinnen, zog den Arm zurück und preßte die Hand unwillig vor Augen und Stirn. „Thorheit!" murmelte er vor sich hin, indem er mit einer Erznadel in die Lampe störte und den Docht emporzog, daß es grell aufflackerte. „Ist es so weit mit mir, daß bei offenen Augen und wachen Sinnen ein Schattenbild mich äffen kann? Soll ich diesen Schauern und Einbildungen für immer verfallen sein? Es war nichts ... nur der Wind, der mit dem Licht und den Vorhängen sein Wesen treibt — und doch, ich habe es deutlich gesehen, dies hagere, kahle Greisen-Antlitz ... es nickte mir zu, wie damals, als es im Sterben sich entstellte und mit erlöschender Stimme mir zuröchelte, daß er mir willig Platz mache — daß er ein Greis sei und daß ich nicht nöthig gehabt, ihn ... [25]) Was wollt Ihr von mir?" rief er lauter, indem er sich entsetzt umwandte und zurücksprang, als ob ihm ein Furchtbares in den Rücken gekommen. „Hinweg Gaukelschatten ... wahnwitzige Erinnerungen ...

ihr seid gewesen! Ihr sollt ... Ihr müßt gewesen sein — ich habe keine Zeit für Euch, keinen Raum, um einen Blick neben oder hinter mich zu werfen ... Weg von mir! Laßt mich erst mein Ziel erreichen, laßt mich fest auf meinem Platze stehen — dann will ich ihn ausfüllen und des Herrn Weg bereiten in seinem erhabensten Sinn! Dann will ich Euch sühnen, daß die Welt mit dankender Bewunderung preisen soll, was ich gethan ... Dann kommt wieder, Phantome — dann werdet Ihr nicht mehr grollen, daß mein Weg über Euch hinweg gegangen ...."

Während des Selbstgesprächs war er an's Fenster geeilt und sog wie eine Erquickung den kühlen Lufthauch ein, der ihm entgegen strömte; es war dunkel auf der Gasse und gegenüber stieg das mächtige Steingebirge des Doms empor, vom Dunkel des Nachthimmels sich noch schwärzer abhebend, während die hohen, spitzbogigen Fenster des Seitenschiffs wie eine Reihe riesiger Augen mit mattem Lichtschimmer durch die Finsterniß zu ihm herüber starrten. Der Lichtschein kam aus dem Mittelschiff des Münsters, wo das Concilium noch zur späten Stunde vereinigt war, denn die Versammlung wollte nicht auseinander gehen, ehe über das Schicksal des

wichtigen Beschlusses entschieden war. Johannes wußte, was es galt; hatte er auch Unwohlsein vorgeschützt, um der Session nicht beiwohnen zu müssen, so waren doch seine Gedanken in Mitte derselben und die Aufregung, in der er sich befand, mochte wohl ihren tiefsten Grund in dem Gedanken haben, für welch' große Entscheidung die Würfel im Rollen waren.

Der Camerier Hubert de Montekatio unterbrach Sinnen und Schweigen, indem er in eigenthümlicher Weise sacht an die Thüre pochte und als eine Antwort nicht erfolgte, den Kopf vorsichtig durch die Spalte steckte.

„Ist Zabarella da?“ rief Johannes ihm entgegen.

„Nein, heiligster Vater,“ war die Antwort, „aber ein Knecht des Herzogs Friedrich von Tirol ist draußen und bittet, eine Botschaft bestellen zu dürfen . . .“

„Ein Knecht?“ rief der Papst mit finstrem Stirnrunzeln. „Er kommt nicht selbst? — Laß den Boten herein!“

In wenig Augenblicken kniete Florentin vor ihm mit tief geneigtem Haupt und wohlgefällig betrachtete Johannes solch demüthiges Gebahren, denn in jenen

Tagen der Zwietracht und Parteiung war ihm schon manches offene Zeichen gegentheiliger Gesinnung sichtbar geworden. Mit eigenthümlicher Empfindung blickte er in die heißen Augen und das wohlgeformte Antlitz, das, von dem dunklen Kraushaar umrahmt, noch bleicher und leidender erschien. „Steh' auf mein Sohn," sagte er wohlwollend, indem er ihm die Hand auf den Scheitel legte. „Du bist im Dienste des Herzogs Friedrich von Tirol?"

„Ich bin nicht eigentlich in seinem Dienst," erwiderte Florentin, „und doch dien' ich ihm . . . ich diene Jemand, so dem Herzog angehört und also wohl auch ihm — er weiß, daß er mir vertrauen darf!"

„Du scheinst zu verdienen, daß man Dir vertraut — sag' Deine Botschaft . . ."

„Der Herzog," sagte Florentin etwas unsicher, „läßt Euer Heiligkeit seine tiefste Ehrfurcht vermelden und seinen Schmerz, daß es ihm unmöglich ist, Eures Segens persönlich theilhaftig zu werden . . . er ist erkrankt, doch hofft er bis morgen oder übermorgen wohl des Uebels wieder bar zu werden und wird dann keinen Augenblick zögern . . ."

„Erkrankt?" unterbrach ihn Johannes, den Ausdruck seiner Züge prüfend. „Das beklag' ich sehr...

die Luft von Constanz ist nicht gedeihlich, ich weiß das von mir selbst! Ich beklag' es um so mehr, daß das Gebrechen ihn eben heute verhindern muß, denn was ich ihm zu sagen hatte, war dringend und ist morgen oder übermorgen vielleicht schon versäumt ... doch es ist unmöglich, sagst Du ... also müssen wir uns bescheiden und in Gottes Fügung ergeben!" Er reichte Florentin die Hand zum Kusse — dieser beugte das Knie, aber er ging nicht: es war als habe er noch etwas auf dem Herzen, was ihn zögern heiße. Der Papst bemerkte es wohl, er baute darauf seinen Plan. „Du scheinst ein anhänglich Gemüth zu haben," sagte er, „wie ist Dein Name?"

„Florentin ..."

„Der Name klingt nicht deutsch und auch Deine Züge deuten auf eine andere Abstammung ... Du siehst angegriffen aus, Florentin. Bist auch Du krank? Dann," fuhr er fort, als der Jüngling, noch immer auf den Knieen liegend, traurig den Kopf schüttelte, „dann muß ein tiefer Kummer, ein schwerer Gram auf Dir lasten, Dein Aussehen verräth es mir ... Willst Du nicht ihn mir vertrauen und Deine Seele erleichtern?"

„Wie, heiligster Vater ... Ihr wolltet selbst ..."

„Soll ich an dem verirrten Lamm vorübergehen, das ich in den Dornen am Wege verwickelt finde?“ erwiderte Johannes mit einem Tone, der es begreiflich machte, daß Florentin, außer Fassung, nicht mehr im Stande war, den Sturm seiner Gefühle zu bemeistern, und in Weinen und Schluchzen ausbrach.

„Ja,“ rief er schmerzlich und doch klang in dem Schmerze die Freude mit, endlich sein überladenes Herz vor Jemand öffnen zu können, „Ja, ich bin ein unglücklicher, ein verlorener Mensch . . . ich bin in die Sünde gestürzt, wie in einen angeschwollenen Strom, der über mir zusammenschlägt und mich von hinnen reißt . . . umsonst habe ich gebetet und gerungen . . . keine Hand griff aus den Wolken, um mich zu retten . . .“

Johannes streckte ihm wie zu Widerlegung und Antwort die Rechte entgegen, er ergriff sie und begann das Bekenntniß seiner Schuld — er erzählte seine wahnsinnige Liebe, die Gedanken und Vorsätze, mit denen er sich getragen, die Blut- und Rachepläne der Eifersucht und der Verzweiflung . . . Schweigend hatte Johannes zugehört; mit ruhiger Ermahnung suchte er ihn für den Augenblick zu begütigen und hieß ihn des andern Tages zu genauerer Ueberlegung wieder kom-

men; er empfand Theilnahme an dem Jüngling und erwog im Augenblick, ob die Verhältnisse und Beziehungen, die er erfahren, nicht dienstbar gemacht werden könnten für höhere Zwecke. „Gehe jetzt, mein Sohn,“ schloß er dann, „eile zu Deinem Herrn, dessen Krankheit vielleicht den vertrauten Diener vermißt . . . Wie? Oder hättest Du mich in's Antlitz getäuscht? Hättest Du mir nicht die Wahrheit gesagt?“

Florentin wechselte die Farbe.

„Deine Zunge ist der Lüge bereits dienstbar geworden,“ fuhr Johannes zurücktretend fort, „Dein Angesicht noch nicht . . . Herzog Friedrich ist also nicht krank, er weigert sich zu kommen . . . Genug denn, ich weiß genug! Geh' und kehre nicht wieder — wenn die Wahrheit nicht wohnt auf Deiner Zunge, kann ich Dein Rathgeber nicht sein . . .“

„Verzeihung, heiligster Vater,“ rief Florentin ängstlich, „zürnet mir nicht — ich konnte ja nicht anders!“

„Ich zürne Dir nicht, wenn Du bereuest,“ sagte Johannes mit gewinnender Güte, „Reue ist der erste Schritt zur Besserung — gieb mir denn eine Probe davon, damit ich Dir glauben kann . . . Sage mir,“ fuhr er etwas näher tretend fort, „ist es

wahr, daß Herzog Friedrich daran denkt, Constanz zu verlassen?"

„Ihr martert mich," rief Florentin schmerzlich, „wie kann ich darauf antworten! Darf ich das Geheimniß des Herrn verrathen, der mir vertraut — dem ich Treue schuldig bin . . . dem ich Schweigen geschworen . . ."

„Ich entbinde Dich Deines Eides und jeder Verpflichtung," entgegnete Johannes, „mir gegenüber verpflichten sie Dich nicht! Sprich — ist es wahr, daß Herzog Friedrich im Kreuzlinger Stift schon insgeheim zum Abzug rüstet?" [26])

„. . . Es ist . . . wahr . . ."

„Gut denn, gräme Dich nicht, Du hast mir nichts verrathen, denn was Du mir gesagt, war mir lange vorher schon bekannt . . . Du hast es mir nur bestätigt und um Dein Gewissen ganz zu beruhigen, will ich Dich, wenn es Dir gefällt, in meine Dienste nehmen . . ."

Florentins Auge leuchtete auf, aber eben so schnell verdunkelte es sich wieder. „In Eure Dienste?" stammelte er. „O wie gern . . . aber fort von ihr? Kann ich von ihr mich trennen?"

„Und mußt Du es nicht? Wenn der Strom Dich

nicht von hinnen reißen soll in das Meer des Verderbens — mußt Du nicht das Rettungsseil ergreifen, das Dir ans Ufer hilft? . ."

„Ich will es auch," sagte Florentin nach einigem Kampfe, „ich will fort von ihr . . . aber dann versprecht mir, daß Ihr mich mit Euch nehmt — nach Italien . . ."

„Nach Italien?" fragte Johannes befremdet. „Wen suchst Du dort? Hast Du Verwandte, die Deiner dort warten? Woher stammst Du?"

„Das weiß ich nicht," entgegnete düster der Jüngling, „ich habe Niemand, der meiner wartet — weder hier noch dort! . . Ich bin auf deutschem Boden, in Tirol geboren, aber meine Mutter war eine Italienerin — auf der Flucht war sie bis in die Gegend von Rovreit gekommen . . . Da starb sie, nachdem sie mir das Leben gegeben — die mitleidigen Bauern zogen mich mit ihren Kindern auf — Deutschland ist meine Heimat geworden, aber manchmal steigen Gedanken und Bilder in mir auf, als warte meiner in Italien das Glück, als gehöre ich doch dahin . . . als würde ich dort finden, was ich hier nicht habe . . ."

Johannes hatte mit steigender Aufmerksamkeit

zugehört. „Und woher kam Deine Mutter?" fragte er. „Warum ist sie entflohen und vor wem? Hast Du darüber keine nähere Kunde?"

„Nichts, als was die Leute, die mich erzogen, aus den Klagen und Fieberreden der Sterbenden entnommen . . . sie war in ihrer Heimat verführt worden von einem hochstehenden, mächtigen Manne, der niemals ihr Gatte werden konnte . . . ein edler Bruder, von Ehre und Rache glühend trieb sie in die Verbannung. Er wollte ihr folgen, wenn er sie an dem Verführer gerächt . . . mehrere Tage hatte meine Mutter auf sein Kommen gewartet — er blieb aus . . . der Gewaltige hatte seine Absicht durchschaut, hatte ihn nebst vielen Andern angeklagt, als habe er auf Verrath gesonnen und ihn enthaupten lassen . . . ein anderer Flüchtling der des Weges gekommen, brachte meiner Mutter die Nachricht und mit ihr den Tod . . ."

„Und jener Gewaltige?" fragte Johannes, seine Spannung unter einer Miene der Theilnahme verbergend. „Kennst Du seinen Namen oder den jener Stadt?"

„. . . Nein . . ."

„Und wann geschah das . . ."

„Es sind achtzehn Jahre, seit sie meine Mutter begruben . . . .“

Johannes hatte sich abgewendet und sah durch das Fenster in die finstere Nacht hinaus . . . O Vergangenheit, Vergangenheit!“ seufzte er. „Werde ich nie den Bann erlernen, der Deine Gräber für ewig schließt . . . .“

Vor achtzehn Jahren hatte er selbst als päbstlicher Legat Stadt und Gebiet von Bologna für den römischen Stuhl erobert, als unumschränkter Gebieter geschaltet und dessen Herrschaft mit blutiger Strenge befestigt — so groß war die Zahl der hingerichteten Opfer gewesen, daß sie ausgereicht hätte, eine mäßig große Stadt zu bevölkern . . . [27])

„Geh, mein Sohn,“ sagte er zu Florentin mit eigenthümlich weicher Betonung, „geh, ich nehme Dich in meine Dienste . . . ich will Dein Rathgeber und Führer werden . . . Du sollst auch mit mir nach Italien . . . Jetzt aber geh und bewähre mein Vertrauen, indem Du für mich wirkst . . . Brauche ich Dir mehr zu sagen, als daß mir Alles daran liegt, Herzog Friedrich noch heute zu sprechen? . .“

Der Camerier pochte wieder und machte der Unterredung ein Ende.

„Noch immer nichts von Zabarella?“ fragte Johannes. „Und wie ist es mit dem Andern?“ fuhr er fort, da der Kämmerling verneinte. „Hat der bucklige Unterhändler sich noch nicht wieder blicken lassen?“

„Nein,“ erwiderte der Diener, „aber als ich vor einer Stunde über den Münsterplatz ging, sah ich ihn unter der Menge stehen, die auf den Ausgang der Session wartet und hörte ihn zum Volke reden . . .“

„Es ist gut,“ rief Johannes abwinkend, „was bringst Du sonst?“

„Ein verkappter Mann steht draußen . . . er verlangt zu Euer Heiligkeit, seine Losung heißt intra muros . . .“

„Laß' ihn herein,“ entgegnete der Pabst und auf der Schwelle erschien eine hagere Mannsgestalt in dunklem, kuttenartigem Mantel und als die spitze schwarze Gugel mit den ausgeschnittenen Augenlöchern zurückfiel, zeigte sich das fahle schneidige Gesicht und das aschfarbige Haar des Kanzlers Kaßler.

„Ihr seid es?“ fuhr ihn Johannes an. „Was bringt Euch zu mir?“

„Ich war drüben im Münster . . . ich bringe Nachricht über den Stand der Berathung . . .“

„Als ob ich dazu Euer und Eurer Nachrichten bedürfte!“ entgegnete Johannes und sah ihn durchbohrend an. „Sorgt lieber, daß Ihr über das, was ich von Euch zu wissen begehre, mir verlässigere Kunde bringt!“

Bestürzt sah der Kanzler in das Antlitz des Zürnenden.

„Herzog Friedrich ist im Begriff, Costentz zu verlassen . . .“ fuhr dieser fort. „Er rüstet im Kreuzlingerstift heimlich zum Abzug und ich muß es von Andern erfahren, als von Euch? Laßt Euch noch einmal Solches zu Schulden kommen, so werde ich sorgen, daß Ihr unschädlich gemacht werdet oder werde Herzog Friedrich die Briefe zeigen, die Ihr mir ausgeliefert . . .“

Der Mann wischte sich den Angstschweiß von der Stirn: zu erwidern vermochte er nichts.

„Wie weit ist es drüben?“ fragte Johannes nach kurzem Schweigen. „Redet, weil Ihr doch einmal Euch zu dem Geschäfte gedrängt habt!“

„Der Cardinal von Chambery,“ war die unsichere Antwort, „hat den erwarteten Antrag wirklich gestellt und in einer weitläufigen Schrift erörtert, daß die Abstimmung künftig nur nach Nationen geschehen

solle . . . auch der Cardinal von Fillastre, Kanzler Gerson, Doktor Röder und viel' Andre haben dafür gesprochen . . ."

„Das weiß ich — sagt lieber, was ich nicht weiß . . . Wer waren, die sich dagegen erhoben?"

„Clemangis, Alemano, Chrysoloras, der Erzbischof von Mainz . . . sie sprachen dawider mit vielem Geschick, aber sie machten sichtbar keinen Eindruck — die Versammlung war unverkennbar dem Antrage günstig, er wird eben jetzt zur Abstimmung kommen und wie diese ausfällt, ist kaum zu bezweifeln . . . Die Nationen scheinen einig zu sein!"

„Meint Ihr?" rief Johannes mit halbunterdrücktem Lachen des Zorns. „Noch hat diese Eintracht die Probe nicht bestanden! Es wird sich zeigen, ob der Keil nicht zu finden ist, der sie wieder auseinandertreibt . . . Was gab es sonst?"

„Die Gesandten des Pabstes Gregor wurden eingeführt . . ."

Johannes Blicke funkelten. „Wer ist Gregor," rief er, „und wer bin ich? Angelo Corrario ist ein abtrünniger Cardinal . . . jener Name gebührt nur mir!"

„Vergebt," erwiderte Kaßler betroffen, „legt es

meiner Verwirrung zur Last, wenn ich den rechten Ausdruck verfehlt ... Ihr wißt, die Gesandten des ... des Cardinals Corrario waren unlängst zurückgewiesen worden, weil man ihre Vollmacht nicht genügend erfunden hatte: jetzt war Carlo Malatesta, der Herr von Rimini als solcher wieder gekommen und wie seine Ermächtigung geprüft und zugelassen war, trat er vor und verlas mit lauter feierlicher Stimme Angelo's freiwillige Abdankung! .."

„Schwächling!" murmelte Johannes vor sich hin. „Ich hätte Angelo auch als meinem Gegner mehr Festigkeit zugetraut und gewünscht ... Nun ist noch Petrus de Luna übrig, der sich den Dreizehnten Benedikt nennen läßt ... der wird zäher sein und ihnen das Spiel schwerer machen!"

„So fürchtet man — drum hat König Sigismund beschlossen, selbst nach Perpignan zu reisen, wo er sich jetzo aufhält und ihn zur gleichen Entschließung zu bewegen."

„Glück auf den Weg!" höhnte Johannes. „Fürwahr, ein schönes, ein rühmliches Geschäft für den römischen König, als Büttel und Waibel des Reichs in der Welt herumzureisen!" [28]) Er trat an's Ruhbett und lehnte sich darauf. „Ihr hattet mir noch mehr

zu sagen . . ." begann er wieder, „was zögert Ihr? . ."

„Ich wage es nicht . . ." sagte Kaßler scheu zurücktretend.

„So will ich Euch Muth machen . . . Sie denken, sich auch an mich zu wagen, wollen auch mich zur Abdankung bringen? Ist es nicht so?"

„Allerdings — sie erkühnen sich, an die Zusage zu erinnern, die Ihr dem König gegeben . . ."

„Und sie thun ganz recht daran — was ich zugesagt, werd' ich getreulich halten, aber auch getreulich nur so, wie ich es zugesagt . . . Wie aber, wenn ich mich dennoch weigerte? Sollten sie nicht vorbedacht haben, was sie dann zu thun gedenken?"

„. . . Das wollet mich nicht fragen, der ich vor Entrüstung kaum im Stande war zu hören, was mein Mund niemals auszusprechen vermag . . ."

„Redet, ich befehl' es Euch!"

„Dann möge der Zorn Euer Heiligkeit nicht mich, sondern nur die schuldigen Häupter treffen . . . Sie reden davon, zu wiederholen, was das Conzilium von Pisa gethan . . ."

„Mich abzusetzen, meinen sie? . . Sie mögen es versuchen und erfahren, daß dasselbe Mittel nicht

zweimal wirkt! War es auch ein Concilium, das mir die Tiara aufgesetzt, kein zweites soll sie mir vom Haupte nehmen . . . sie sollen erkennen, daß der Pabst noch über dem Concilium steht . . .'

„Die Bethörten neigen sich zu andrer Ansicht und wollen das Concilium über den Papst erheben .. Robert Hallam, der kühne Erzbischof von Salisbury vermaß sich sogar, zu sagen . . . nur ein würdiger Pabst stehe über der Kirchenversammlung!"

„Sagt' er so?" rief Johannes mit bebenden Lippen in gewaltsamer Mäßigung. „Und wo wäre der Richter, der es wagt, darüber zu Gericht zu sitzen? Redet . . . bei meinem höchsten Zorne . . . Redet!"

„Wenn Ihr befehlt . . ." entgegnete Kaßler furchtsam . . . „ich hatte mich in einen Winkel in's linke Seitenschiff gedrängt und ein geheimes Plätzchen gefunden an den Sitzen der Edlen und Herren . . . Da hört' ich von einer Anklage sagen, die gegen Euch erhoben werden solle . . . von Zeugen, die es mit angehört . . . wie Ihr die Unsterblichkeit der Seele geläugnet und Gottes Dasein und der Thoren gespottet, die der Erde vergäßen über Lohn oder Strafe in einer andern Welt . . ." 29)

Kaßler hatte sich bei den letzten Worten zurückgezogen; er fürchtete den schrankenlosen Unmuth des Pabstes — aber zu seinem Staunen unterblieb der Ausbruch. Mit gekreuzten Armen war Johannes wieder ans Fenster getreten, sah in die Nacht hinaus und wieder sprach er Worte des Vorwurfs in sich hinein, dem Kanzler kaum vernehmbar und unverständlich — Worte der Klage über die Schatten der Vergangenheit, die immer wieder auftauchten aus den Wellen der Zeit und aus den Gräbern der Erde.

„Habe ich die Ungnade Euer Heiligkeit auf mich geladen?" sagte Kaßler schüchtern nach einer Weile, „Ich habe das gefürchtet ... aber bestrafet mich nicht für das, was nicht mein Wille gewesen ... verwirklicht Eure Drohung nicht an einem Mann, der ja nichts Anderes sinnt und denkt, als seine vollste Ergebenheit zu beweisen als ein guter, gläubiger Christ ..."

„Geht immerhin," entgegnete Johannes streng, „für diesmal gedenk' ich noch daran, daß Ihr es wart, der die Meraner Urkunde vorbereitet hat ... ein zweites Mal möchte dieses Verdienst nicht ausreichen, einen Fehler zu bedecken ..."

Im Vorgemach wurden Stimmen laut; der

Kämmerer eilte herein und meldete die Ankunft König Sigismunds. [30])

„Unmöglich!" rief Johannes. „Zu dieser Stunde?"

„Es ist, heiligster Vater, zweifelt nicht daran!"

„Und sagtest Du nicht, daß ich krank liege?"

„Eben deswegen komme er, war die Antwort des Ritters, der ihn anmeldete — er will sich nach Eurem Befinden erkundigen . . ."

„Das heißt," flüsterte Johannes vor sich hin, „er will sich mit eigenen Augen überzeugen, ob ich noch hier, ob ich noch in seiner Gewalt sei . . . Wohlan denn, List gegen List! . . ." Er schlug die Teppiche der Wand auseinander, daß eine dahinter verborgene Thür sichtbar ward; er öffnete sie und stieß den Kanzler hinein, der beim Eintritt des Dieners die Gugel wieder über Kopf und Gesicht gezogen hatte. „Hier hinaus mit Euch," rief er, „und nun verwehre dem König den Eintritt nicht länger . . ."

Er nahm wieder auf dem Ruhebett Platz und gab sich den Anschein, als wäre er eben in eifriges Lesen vertieft gewesen. „Eure Majestät?" sagte er und machte einen schwachen vergeblichen Versuch, dem eintretenden König entgegen zu eilen, „Welche Ueberraschung und welche Gnade! Mein Leiden muß ent-

schuldigen, wenn ich meine Pflicht verletze und Euch in solch ungeziemender Weise empfange . . .“

„Sprecht nicht von Entschuldigung,“ sagte Sigmund, indem er sein Gefolge zurückwinkte und unbefangen auf einem Stuhl neben dem Ruhebett Platz nahm . . . „ich bin es, der ihrer bedarf für sein Eindringen zu so ungewohnter und ungebührlicher Zeit und nichts kann sie mir ertheilen, als die Lebhaftigkeit der Theilnahme, von der ich für Eure Heiligkeit durchdrungen bin — nichts als der unabweisliche Wunsch, all' meine Besorgnisse über Euer Befinden durch Euren Anblick gehoben zu sehen . . .“

„Mein Herz strömt über von Dank für so viele Sorge,“ erwiderte Johannes. „Sie ist der beste Trost auf dem Lager, da ich des Leibes Gebrechen erfahren muß . . . Es dünkt mich, als läge einer der benachbarten Berge mir auf der Brust . . . die Luft dieser Stadt will mir nicht gedeihen!“

„Das ist so beklagenswerth, als es befremdlich ist!“ entgegnete der König. „Die Luft dieser Stadt ist sonst gut und ward von allen Zeiten her ob ihrer Milde gerühmt; welchen Landes auch Einer sein mochte, noch Jeder hat die Luft von Kostentz gepriesen und lieblich gefunden . . . doch erklärt sich's

wohl, Ihr seid zur rauhen Winterszeit aus Eurem warmen Süden hieher gekommen! . . . Laßt erst den Frühling vollends die Herrschaft ergriffen haben an diesen Gestaden und Ihr werdet wohl gestehen müssen, daß es sich hier nicht minder anmuthig hausen lasse, als an den Ufern von Riva oder Como!"

„Ich glaube und wünsche das mit Euer Majestät," entgegnete Johannes, „hab' ich auch wenig Hoffnung, solchen Wunsch für mich erfüllt zu sehn . . . die Leiden sind nicht gleich, darum tödtet den Einen, was dem Andern heilsam ist . . . ich fühle mein Uebel am besten . . ."

„Vielleicht," fragte der König gespannt, „ist es nur die Luft von Kostentz selbst, was Euch mißbehagt? Der Dunst, der auf der Stadt liegen mag von der ungewohnten Versammlung von so viel Tausenden . . . aber in der Nähe, am See entlang und auf den nächsten Bergen erhebt sich manch stattliche Burg, die gern zu Eurer Verfügung stände . . . mit der besten Luft und der schönsten, weitesten Aussicht . . ."

„Ich liebe diese deutschen Burgen nicht," entgegnete Johannes mit verständlicher Betonung . . . „die Aussichten sind mir zu weit und die Burgen selber gar zu eng . . . doch sorgen Eure Majestät nicht:

ich werde aushalten, wo die Pflicht es mir gebeut, und kann es leicht — weiß ich ja doch, daß ich bald befreit sein werde!"

„Befreit? Wie deut' ich das?" fragte Sigmund verwundert.

„O wie freundlich von Euer Majestät," antwortete Johannes lächelnd, „daß Ihr, wohl um mich nicht zu kränken, Euch anstellt, als verstündet Ihr nicht, was ich meine! Ihr bemüht Euch vergebens, mir zu verhehlen, was ich doch schon weiß . . . Die Tage sind gezählt, während deren die dreifache Krone noch auf einem so unwürdigen Haupte ruhen wird! . . . Staunet nicht! Kann ich auch den Sessionen nicht beiwohnen, weiß ich doch, was in ihnen vorgeht und will mich von einem Angelo Corrario nicht an Edelmuth übertreffen lassen!"

„Versteh ich Euch recht?"

Johannes hatte nach dem Tischchen gegriffen und eine Rolle hervorgezogen, die er dem König hinreichte. „So leset hier," sagte er, „wenn in meinen Worten noch etwas dunkel ist!"

„Darf ich meinen Augen trauen!" rief Sigismund sich erhebend. „Die Erklärung Eurer Abdankung?"

„Ihr beschämt mich durch diese Verwunderung

. . . Sollte ich abwarten, bis man vor mich treten und sie fordern würde? Das ist nicht meine Art — ich bringe Euch die Abdikation entgegen — nehmt und legt sie dem Concilium vor, ob sie ihm so genehm ist . . ."

Sigmund hatte das Blatt wiederholt überflogen; dann ließ er es sinken und sah einen Augenblick staunend und doch wie ungläubig in Johannes' völlig unbefangenes Angesicht. „Eure Heiligkeit zwingen mir die vollste Bewunderung ab!" sagte er. „Kein Anderer soll statt Euer auf dem römischen Stuhle sitzen! Keiner ist dessen würdiger als Ihr!"

„Ich denke nicht mehr daran," erwiderte Johannes bescheiden, „und werde das Conklave inständig bitten, bei der Neuwahl mich nicht mehr unter die Lebenden zu zählen . . . ich habe die Bürde lange genug getragen, um zu erkennen, daß sie ein größeres Haupt erfordert und reinere Hände . . . Ihr verbindet mich, wenn die treuen Söhne der Kirche schon jetzt meine unabänderliche Gesinnung erfahren und — da es mir eben in den Sinn kommt — erlaubt Ihr mir wohl, Euch im Voraus meine Erkenntlichkeit dafür zu erweisen . . . Zu meinem größten Schmerze war ich jüngst, als Ihr Euren Schatzmeister zu mir

geschickt, nicht im Stande, Eurem Wunsche zu willfahren . . . Heute bin ich in besserer Lage: bestimmt nur die Stunde, so stehen zweimalhunderttausend Dukaten Euch zu Gebot und mein Camerlengo wird sie Euch überbringen . . ." [31])

Das Gesicht des römischen Königs war von einer eigenthümlichen Bewegung überflogen. Die Unsicherheit und Spärlichkeit der Gefälle gegenüber dem ungeheuren Aufwande verschwenderischer Großmuth und Prachtliebe hatte die leidige Folge, daß des römischen Reichs Seckelmeister meist einen leeren Seckel hatte und stündlich darauf bedacht sein mußte, ihn mit fremdem Golde von Wechslern, Juden und Andern zu füllen, welche sich durch Hoffnung eines großen Gewinns verleiten ließen, auf lange Zeit hinaus und auf oft mehrfach verpfändetes Pfand zu borgen. Das Anerbieten einer so großen Summe war daher eine schwere Versuchung für den geldbedürftigen Fürsten, aber er widerstand ihr, sei es, daß er an die Aufrichtigkeit des Antrags nicht glaubte, oder in den Zügen des Papstes trotz aller Zurückhaltung etwas entdeckte, was ihn warnte, eine neue Verpflichtung gegen denselben zu übernehmen.

„Glücklicher Weise," sagte er mit seinem artig-

sten Lächeln, „kann ich Euer Heiligkeit meinen Dank für so viele Freundschaft in der unbefangensten Weise aussprechen, denn ich bin in der Lage, von derselben keinen Gebrauch machen zu müssen! — Was sollte mir noch Gold! In diesem Blatte habt Ihr mir tausendfach mehr gegeben — ich eile darum und will es noch in diesem Augenblick der Versammlung vorlegen! Auch ist es wohl höchste Zeit, Eure Ruhe nicht länger zu stören . . . möge sie Euch Erholung bringen und bald völliges Gesunden!"

„Um das bitte auch ich . . ." erwiderte Johannes sich erhebend.

„Und seid Ihr erst wieder genesen, dann laßt uns mit erneuter und vereinter Kraft an das große Werk gehn, das uns hier zusammengeführt!"

„Wie es des Herrn Wille ist, also gescheh es . . . Ruft er, so wird er mich auf meinem Posten finden . . ."

„Ihr werdet also Konstanz nicht eher verlassen, als bis Alles gethan ist?" fragte der König, seinen Hut ergreifend. Er warf die Rede wie achtlos und gleichgültig hin: dennoch lag in ihr Alles, was ihn bewegte.

„Ich gelob' es Euch," entgegnete Johannes feierlich, „ich verlasse Konstanz nicht eher, als bis das

Concilium aufgelöst ist . . ." Er verhinderte den König, sich auf seine Hand herabzubeugen und geleitete ihn mit leichter Umarmung zur Schwelle des Gemachs. „Geh' hin," sagte er für sich hin, „das Concilium ist aufgelöst, sobald ich nicht mehr in Kostentz bin . . ." [32])

Befriedigt und raschen Schritts eilte Sigmund hinweg: er gewahrte den Mann nicht, der im Halbdunkel des Thorbogens sich hinter einer Säule barg, um nicht von ihm gesehn zu werden.

Bald darauf trat Herzog Friedrich in des Papstes Gemach. Sein Gruß war der übliche und allgewöhnliche; dennoch lag etwas Kühles darin, denn es war des Herzogs Gemüth und Wesen, lang abwartend über Dingen und Erwägungen zu brüten, dann in der Raschheit des Augenblicks seinen Entschluß zu fassen, um mit dem Herankommen der Ausführung wieder in neue Zweifel und Bedenken zu gerathen. Johannes, dessen Adlerblick nichts entging, trat ihm dafür mit verdoppelter Freundlichkeit entgegen. „Wie Unrecht thut Ihr, Herr Herzog," sagte er, „daß Ihr Euch so selten macht! Die Freundschaft muß zudringlich werden mit Bitten, wenn sie einmal sich Euer erfreuen will!"

„Das Gerücht meldete Euer Heiligkeit als krank,“ erwiderte Friedrich, „es war meine Freundschaft, welche zu belästigen fürchtete . . . Auch gab es viel und Dringendes zu thun und zu bereiten . . . Ihr wißt, daß ich übermorgen den Fürsten zu Ehren ein großes Lanzenbrechen und Turnier veranstaltet habe . . .“

„Ich hörte davon und wünsche Euren Waffen Sieg und Ehre! Fing ich doch schon an, um Euch zu sorgen — es wollte verlauten, Ihr gedächtet die Stadt zu verlassen . . .“

„Mag sein, daß ich's gedacht!“ entgegnete der Herzog herb. „Hätt' ich nicht Grund dazu? Die Belehnung, die der König so sehr gewünscht, ist vorbei, ich hab' ihm den Willen gethan — das dankt er mir mit Hinterlist und verkehrt insgeheim mit meinen rebellischen Landherren! Ich denke, ich werde zu thun finden, wenn ich heim komme — solltet Ihr meiner bedürfen, so genügt ein Wort, mich hieher zurückzuführen . . . doch saget an, was Ihr mir Hochwichtiges zu künden habt, der Knecht, den ich gesandt, macht' es so geheimnißvoll und dringend, daß ich nicht unterlassen wollt', Euch heute noch zu Willen zu sein . . .“

„Sagte der Knabe so?“ lächelte Johannes.

„Uebertreibung oder Jugend . . . weiter nichts! Meine Botschaft ist keine andere, als Euch glückliche Reise zu wünschen und — mir mit Euch!“

„Ihr seht mein Staunen!“

„Das seh’ ich — doch den Grund Eures Staunens seh’ ich nicht! — Solltet Ihr wirklich nicht geahnt haben, daß das Samenkorn, das wir auf dem winterlichen Arlberg gepflanzt, erwachsen ist und seine Frucht der Ernte entgegen reift? . . . Die Stunde nach welcher dort des Himmels Fingerzeig gedeutet, schlägt — es gilt, mich vor der Gewalt zu retten, die mich bedroht!“

„Ich werde sie nicht überhören,“ entgegnete gemessen der Herzog, „sobald Ihr mir bewiesen, daß Gewalt Euch wirklich droht . . .“

„Wie?“ rief Johannes heftig. „Ihr wißt, was das Concilium im Sinne trägt und redet so? Maßt es sich nicht an, sich über den Pabst zu erheben?“

„Nicht gegen die Kirche, gegen den König allein versprach ich Euch zu schützen!“

„Und wessen Werkzeug ist das Concilium, als des Königs? Sie wollen mich zur Abdankung bewegen und wagen es bereits, wenn ich nicht abdankte, mit Anklage und Absetzung zu drohen . . . Ich

klammre mich nicht an Sankt Peters Stuhl . . . aber ist es recht, die Freiheit meines Willens so zu beschränken? Mit Drohung mich einschüchtern zu wollen? Das ist Gewalt, mir im Geiste angethan — wer bürgt dafür, daß nicht auch der Körper sie erleidet?"

„Mein Geleit, heiligster Vater — der Frieden der Stadt und des römischen Königs Wort!"

Ueber Johannes Angesicht zuckte unaussprechlicher, rückhaltsloser Hohn. „Ich hoffe, Euer Geleit soll sich solcher Bürgschaftsgenossen schämen! Der Friede der Stadt? Was kann das kleine Reichsstädtchen gegen den König! . . . Des Königs Wort? — Geht ins Barfüßlerkloster und fragt im Gefängniß nach dem Böhmen Hus . . . der wird Euch sagen, was das Wort des Königs gilt!"

„Ihr macht ihm zum Vorwurf, wozu Ihr ihn selbst getrieben!"

„Und Ihr entschuldigt den Mann, über dessen Hinterlist Ihr noch in Einem Athemzug geklagt!"

„Mißdeutet meine Rede nicht! . . . Ich bin bereit, mein Wort und Geleit zu halten, doch mögt Ihr es nicht unbillig finden, wenn ich wohl erwäge, ob der Augenblick der Gewalt wirklich gekommen sei . . ."

„Und wem, denkt Ihr, soll es zustehn, das zu entscheiden?“

„Gewiß nur dem, der das Geleit gegeben!“

Pabst Johannes sah den Herzog einen Augenblick durchdringend an. „Ihr seid in sonderbarem Irrthum befangen, Herr Herzog von Oesterreich . . . ich dächte, das ziemte einzig dem, dem zu befehlen ziemt!“

„Befehlen? . . . Mir?“

„Ja,“ sagte Johannes mit niederwerfendem Stolz, „soll ich dem obersten Feldhauptmann und Gonfalonier nicht befehlen, der in meinem Solde steht? . . . Doch sorget nicht, daß ich meine Macht mißbrauche . . . ich sehe, daß Euer Wort Euch gereut . . . Geht, Herr Herzog, wir entlassen Euch Unserer Dienste und geben Euch ein Wort zurück, daß Ihr nicht zu erfüllen vermögt . . .“

„Ich vermöchte nicht!?“

„So giebt's der Schein . . . Ihr fürchtet den König: das ist's, warum Ihr zaudert und so übersorglich Euch bedenkt . . . mögt Ihr Euch aus Uebersorge nicht verrechnen! . . . Ich weiß, Ihr scheut die Klagen der Bischöfe Eures Landes, die Ihr vergewaltigt habt: das Concilium ist für sie . . .

drum wollt Ihrs noch immer mit dem König nicht verderben, damit er Euch stützen soll . . . Ist es nicht so? Was Ihr aber nicht wissen werdet, ist, daß der König insgeheim durch seinen Kanzler die Beschwerden alle untersuchen läßt . . . seht daraus, was Ihr von ihm als Freund zu hoffen habt! Den Feind braucht Ihr nicht zu fürchten . . . er ist nur furchtbar an der Spitze des Conciliums — ohne dieses ist er nichts . . . und liegen diese Mauern hinter uns, was ist die Versammlung dann anders, als der kopflose Rumpf eines Ungeheuers, das sich in Zuckungen zu Tode blutet?"

„Seine Eminenz, Cardinal Zabarella!" meldete der Diener zur Thüre herein.

„Endlich!" rief Johannes und eilte dem Kommenden entgegen, der geistliches Gewand trug, aber zur Reise gerüstet schien. „Ihr kommt selbst? Ihr seid hier? Also ist es mißlungen?" [33])

„Mißlungen, Heiligkeit," war die Antwort, „ich habe es an mehreren Thoren versucht, hinaus zu gelangen — sie sind alle geschlossen und die Wachen erklären, sie hätten Befehl, Niemand aus der Stadt zu lassen — Niemand ohne ausdrückliche Erlaubniß des Königs . . ."

„Hört Ihr das, Herzog Friedrich?" rief Johannes. „Zweifelt Ihr jetzt noch? Ich habe den Cardinal beauftragt, zum Scheine abzureisen, um gewiß zu sein, wie weit man sich schon erdreistet! Niemand darf aus der Stadt . . . das gilt mir! Allen wird es verboten, nur damit ich nicht entrinne! Zweifelt Ihr noch? Heißt das nicht schon mich gefangen halten? Ist das nicht Gewalt?"

„Es ist," sagte der Herzog entschlossen . . . „komme denn, was mag — ich führe Euch aus Constanz!"

„Ich wußt' es wohl," entgegnete Johannes freudig, „daß Oesterreich sich nicht verläugnen wird!"

„Haltet Euch bereit," begann Friedrich wieder, „das Turnier, das ich veranstaltet, wird günstige Gelegenheit geben, denk' ich . . . es findet auf dem Brühl vor den innern Thoren statt und wird viel Volk herbeiziehen . . . Morgen send' ich meinen Knaben zu Euch, der soll das Weitere bringen . . ."

„Gut," rief Johannes, „— nur Eines sei vorher noch versucht! Ich habe einen Gegenzug im Werke, das Bündniß zu zerspalten . . . gelingt er, so hört Ihr morgen Anderes von mir: mißlingt er, so zähl' ich auf Euch und lass' Euch die Losung

sagen — „die Kette bricht!“ Eure Hand nochmals, wie dort auf dem Arlberg — vorwärts, Herr Gonfalonier von Rom — denkt unsrer Losung!“

„Ich will's — die Kette bricht!“

— Während dessen trieb sich noch immer eine große Menschenmenge auf dem großen Münsterplatze herum. Wohl waren schon lange die Ketten gezogen, die man mit Anbruch der Nacht quer vor die Straßeneingänge zu spannen pflegte, um Auflauf und Unruhen vorzubeugen, die Stadtwächter zogen in klirrender Rüstung hin und wieder, dennoch verlor und minderte sich die Menge nicht. An den Häusern schritten die Patrizier und Bürger in eifrigen Gesprächen hin und wieder; überall standen in bunten Schaaren die Diener und Wappner der vielen Herren, Ritter, Fürsten und Prälaten, die zusammengekommen waren, schier aus allen Theilen der bewohnten Erde. Sprache und Bekanntschaft hatten die Schaaren gebildet; an dem einen Ende des Platzes hatten sich Böhmen zusammengefunden, eine Gruppe Deutscher stand in ihrer Nähe, während gegenüber ein Häuflein Engländer neben einer Abtheilung Franzosen gesellt war. Auch viele der Ritter und Herren wandelten hin und wieder, denn der Dom war so überfüllt,

daß nur wenige der weltlichen Herren Platz finden konnten und gleichwohl dachte Niemand von hinnen zu gehn: Jeder wollte die Entscheidung abwarten, die dort noch berathen wurde, denn Jeder wußte oder ahnte, daß es Großes war, was beschlossen werden sollte.

Ein munteres Lachen flog jetzt durch die Gruppe der Franzosen, die sich enger zusammendrängten und Einem zuhörten, der im Kreise stand und eifrig erzählte.

„Was lacht Ihr da drüben?" rief ein starkknochiger Britte hinüber. „Thut nicht so laut oder kramt Eure Mährlein anderswo aus!"

„Wenn Ihr's nicht hören wollt," rief der erzählende Franzose zurück, „so geht und sucht Euch einen andern Platz, wenn's beliebt! Mag Euch wohl nicht angenehm sein, was Ihr hört, aber was können wir dafür? Wen's juckt, der mag sich kratzen!"

„Sieh' zu," grollte es noch ärgerlicher hinwider, „daß ich Dir nicht den Rücken jucken mache und Deine Lügen einbläue!"

„Lügen? Mort de Saint-Christ, jede Silbe ist wahr und Ihr sollt ersticken dran, wenn es Euch

beliebt! Es ist wahr, König Karl hat endlich einmal den Stiel umgekehrt und Euren Salisbury und Euren Talbot vor sich hergejagt wie Windhunde ... Der gute Gott selbst hat sich für Frankreich erklärt wider Engelland und Burgund und hat uns in dem Mädchen von Orleans eine Prophetin und unbezwingbare Führerin gesandt!"

„Goddam!" lachte der Engländer. „Ein Weib! Englische Soldaten sollten fliehen vor einem Weib, vor einer Schäferdirne! Ein Schuft, wer das sagt!"

„Ein Schuft Ihr selbst, wenn's beliebt! Es ist dennoch wahr ... Die Engländer sind vor der Schäferdirne gelaufen ... Die Pucelle hat Orleans gestürmt und ist mit dem Dauphin schon auf dem geraden Weg nach Rheims, um ihn dort krönen und salben zu lassen ..."

Der Engländer erwiderte nichts mehr, aber er sprang vor und versetzte seinem Widerpart einen so kräftigen Faustschlag auf die Brust, daß dieser taumelte und sich nur an der Kehle des Gegners zu halten vermochte. Augenblicks waren Helfer für und wider bereit und es bedurfte nur wenig, ein allgemeines Handgemenge zu veranlassen. Schon eilten auch die Ritter und Herren herbei, Thom Falkonay [34])

der Schotte, Fick Kyson und Wilhelm Rochlang, die Ritter aus Warwick: von den Franzosen Paul von Poitiers, Jean de Haussseville, Berenger von Belle, an ihrer Spitze der so zierliche als tapfere Chevalier von Vienne. „Woher diese Nachrichten?" rief Falkonay. „Was macht Ihr Euch eben hier damit breit, unsern Leuten zum Trotz?" — „Das hat Niemand gethan," rief der Chevalier, „aber die Nachrichten sind wahr, ich selbst habe den Ritter gesprochen, der sie heute an den Grafen von Narbonne gebracht . . . aber laßt uns Frieden halten, Ihr Leute und Herren auf beiden Seiten: wir werden noch Zeit genug haben, einander die Hälse zu brechen, wenn wir uns daheim begegnen — hier sind wir auf gefreitem Boden, wo der Gottesfriede waltet . . . Der Degen soll entehrt sein, der hier aus der Scheide fährt!" Unmuthig und grollend ließen die Reisigen es geschehn, daß die Ritter sich zwischen ihnen aufstellten und sie trennten: diese aber, rasch für De Vienne's ritterhaften Vorschlag gewonnen, reichten sich die Hände.

„Mort de Saint-Christ," brummte der Franzose, der den Erzähler gemacht hatte, indem er unwillig bei Seite schlich. „Es war schon im besten Zuge . . . noch ein paar Stöße mehr und ich hätte

mir den Beutel mit Zechinen verdient, der mir versprochen war . . ." [35])

Inzwischen war es auch zwischen den Böhmen und Deutschen nicht ganz ruhig geblieben. Die einige Tage vorher erfolgte Verhaftung des bei den Böhmen hochverehrten Predigers Huß gab den Stoff zu lautem Gespräch und steigender Erregung. „Und ich bleibe dabei, ist es eine Ungerechtigkeit, himmelschreiende," rief ein stämmiger Böhme, „den Herrn Huß zu verhaften, was hat gehabt freies Geleit vom König . . ."

„Und noch dazu, eh' man ihn nur angehört hat!" rief ein Andrer.

„Ei, wer wird viel Federlesens machen mit einem solchen Erzketzer!" rief der Kneißl, der in ein behäbiges Bürgerwamms vermummt sich geschäftig in dem Gedränge hin und wieder trieb. „Er will läugnen, daß es ein Fegfeuer giebt!"

„Was kümmert mich Fegfeuer!" schrie der Böhme entgegen. „Das kann für sich behalten, wer glaubt, daß er es nöthig hat! Sie müssen ihn wieder frei geben, unsern Huß, oder es wird nicht gut!"

„Hat das auch Ritter Wenzel von Duba gesagt!" rief ein Anderer.

„O es ist nicht das Fegfeuer allein!“ schrie der Kneißl wieder. „Er hat noch ganz andre Dinge gelehrt! . . . Es soll keinen Pabst mehr geben und keine Kirche und jeder Schuster soll predigen und das Abendmahl wollen sie mit dem Kelch haben, wie's nur dem Geistlichen zukommt . . .“

„Das wollen wir!“ riefen die Böhmen. „Und wollens uns nix lassen wehren von Niemetz oder König und Reich! Der Pabst ist gegen Huß, drum sind wir gegen Pabst — Alle, was Böhmisches!“

„Hört Ihr's auch, Ihr Deutschen?“ schrie der Kneißl. „Hört Ihr's, wie sie uns drohen? Wie sie offen den Papst verhöhnen? Lassen wir uns das ruhig gefallen? Papst Johannes ist ein frommer, heiliger Mann — die einzige Schutzwehr gegen die höllische Ketzerei . . . Zu mir her, wer ein guter Christ sein will! Wer gegen den Papst steht, ist ein Hussit!“

„Hund, verwachsenes!“ schrie der Böhme und holte nach dem Kneißl aus. „Willst Du drohen braves Czech? Nieder mit dem Papisten!“

„Nieder mit den Hussiten!“ schallte es entgegen und von beiden Seiten drangen die Zürnenden auf einander ein, da ertönte ein mächtiges Halt und ein

langer Arm griff aus der Menge; ehe dieser sich's versah, hatte er den Kneißl am Genick gefaßt und mit kräftigem Ruck emporgehoben. Es war der lange Lützelburger. „Haltet noch einen Augenblick, eh's an's Dreinschlagen geht!" rief er. „Muß mir den Schreier doch in der Nähe besehen! Richtig!" fuhr er fort, indem er den Buckligen zu Boden schleuderte und den Fuß auf ihn setzte. „Das ist der Knirps, der uns neulich im goldenen Bracken das Schandlied auf Papst Johannes gesungen! Heute schwatzt er für ihn und ist gut papistisch? . . . Das ist ein gedungener und bezahlter Hetzer und Aufwiegler, ihr böhmischen und deutschen Gesellen! Wollen wir dem Schurken den Willen thun und uns verhetzen lassen, wie Hunde? . . . Nein, wenn's an's Zerreißen gehen soll, dann denk' ich, machen wir mit ihm den Anfang."

Lautes Beifallgeschrei der schnell überzeugten Menge begleitete des Lützelburger's Worte; die Nächsten legten Hand an Kneißl und rissen ihn empor — aber er sollte noch einmal seinem Loose entgehen.

Rufen und Bewegung entstand in der Versammlung, die Thore des Münsters gingen auf und unter dem säulengetragenen Vordach, das Helmhaus genannt, erschien auf den Stufen, weithin sichtbar, Otto der

Bischof von Constanz, in Mantel und Inful, umgeben von Chorknaben und Priestern in weißen Gewändern, strahlende Kerzen in den Händen. Mit mächtiger Stimme verkündete er, wie das allgemeine Concilium mit großer Mehrheit beschlossen, künftig nach Nationen abzustimmen: wie das segensreiche Werk der Einigung der Christenheit wieder einen Schritt weiter gediehen sei und wie außer Angelo Corrario auch Johannes der Dreiundzwanzigste, wenn auch nicht in völlig genügender Form, dennoch freiwillig seine Abdankung erklärt habe.

Ein einziger, gewaltiger, erschütternder Ruf antwortete der feierlichen Verkündigung, dann trat Grabesstille ein, denn auf den Thürmen begannen in tiefen wuchtigen Schlägen die Glocken des Doms sich zu bewegen . . . wie von ihnen aus dem Schlafe geweckt, antworteten bald die ehernen Stimmen aller andern Kirchen und Thürme und begleiteten in feierlichem Zusammenklange das stumme Gebet, das von tausend und tausend Lippen einmüthig in den Nachthimmel emporstieg. — [36])

Einen Tag später summte, schwirrte und sauste es in den Straßen von Constanz und hinaus durch das Paradieser Thor, wie aus einem Bienenstock, den

der erste warme Frühlingsstrahl zum Schwärmen geweckt. Alt und Jung, Vornehm und Gering, Männer, Kinder und Frauen drängten durch die Rintburger-Gasse dem engen Thorbogen zu und durch diesen über die unter der Last seufzenden Zugbrücke in's Freie, nach einer weiten Rasenfläche, das Paradies oder der Brühl genannt, denn dort sollte [37]) das Ritterspiel stattfinden, das Herzog Friedrich dem König und den Fürsten zur Ehre zu geben verheißen. Noch hallte die Freude über die unverhoffte Einigkeit des Conciliums und der Kirchenfürsten in allen Gemüthern nach, Argwohn und Sorge waren weit zurückgedrängt und mit heiteren Mienen zog Alles der Kurzweil und Augenweide entgegen: die Bürger und Handwerker der Stadt mit Weib und Kind fein ehrbar und zu Fuß, unter ihnen die Reisigen und Wappner in ihren hunderterlei Farben, mit den Frauen und Dirnlein schwatzend und schäkernd; die Patrizier, wie die fremden Ritter hoch zu Roß, die Edeldamen auf ihren Zeltern und Saumthieren und hie und da in einer Sänfte einer der auswärtigen Prälaten, der nicht unterlassen wollte, Augenzeuge des seltenen Turnierspiels zu sein. Dazwischen schob und drängte auch allerlei fremdes Volk, das die Kunde herbeigelockt,

die Bauern des Rheinthals bis gegen Bregenz, Feldkirch und Bludenz hin; Gartknechte, die einen Herrn und Dienst zu suchen vorgaben, wandernde Gaukler und Arzneikrämer und von bunt aufgeputzten fahrenden Fräuleins eine erkleckliche Zahl.

Die Häuser waren alle geschlossen, aber die Läden und Buden dafür desto gastlicher aufgethan, denn unter dem Treiben der frohen Menschenmenge war wohl zu hoffen, daß manch golden Fischlein hängen bleibe an den überallhin ausgeworfenen Ködern der verschiedensten Art. Völlig einsam war es nur um den weit seitab gelegenen Judenthurm, denn den Bewohnern dieser Gegend war befohlen, bei jedem besondern Anlaß und Zusammenlauf die Thüren zu schließen und sie säumten nicht, Riegel und Balken dahinter anzulegen, die sie vor mancher Verspottung und Zudringlichkeit schützten. Am besten verwahrt war das Haus des reichen Wechslers [38]) Baruch und wer an den fest verschlossenen Läden und Thüren, an dem weiten lautlosen Mauerwerk vorüberging, der mochte das Gebäude für völlig unbewohnt und verlassen halten und ahnte nicht, daß in dem Hofe sich ein gar anmuthiges Losament aufthat, mit wohnlichen, reich geschmückten Gemächern, die in das Grün eines rings

eingeschlossenen Gartens und darüber hinaus auf die Rheinmündung und auf das anmuthige Hügelland sahen, das jenseits in Feldern und Weinbergen aufstieg. In diesem traulichen abgelegenen Versteck hatte Florentin's Sorgfalt einen Aufenthalt für die geliebte Herrin erkundet. Der Wechsler hatte nichts dagegen, wenn die fremde Edelfrau ihm für die Gartengemächer einen hohen Entgelt in blanken Goldstücken auf den Tisch zählte und Niemand kehrte sich daran, wenn manchmal ein junger Mann in ritterlicher Kleidung, aber tief in den Mantel gehüllt, durch die öde Gasse herankam und in dem Seitenpförtlein, das zum Garten führte, verschwand. Wollte ja Frau Rahel, des Wechslers kinderlose Ehefrau, gegen diese Heimlichkeit und Unsitte eifern, so beschwichtigte sie Baruch mit dem schönen Gewinn, und daß ja der gute Schein gar sorgfältig gewahrt sei — war es doch in damaligen Zeiten weder ungewöhnlich noch auffällig, Weibern zu begegnen, welche von den Reichen oder Vornehmen neben ihren Ehefrauen unterhalten und besucht wurden, im Munde des Volkes „Hübscherinnen" genannt.

In dem sonnenhellen Gartengemache saß die schöne Hausmannin, wieder in weiblichem Gewande,

mit sich und ihren Gedanken allein — sie ließ gar oft das Tuch sinken, auf welches sie mit bunter Seide zierliche Blumen stickte, und schien auf Alles um sich her zu vergessen — dann erhob sie sich wohl zum Fenster und horchte auf das Brausen des Menschenstromes, der in der Ferne an ihr vorüberzog. Allgemach war sie wieder ruhiger geworden; die Schmeicheleien und Betheuerungen des Herzogs hatten den Aufruhr des ersten Schmerzes gedämpft, sie hatte begonnen, sich in ihre Lage als etwas Unvermeidliches zu finden, ja ihr sogar einigen Reiz abzugewinnen, weil sie ja doch nur kurze Zeit dauern konnte und nach ihr eine desto längere des Glücks und der ungestörten Liebesfreude kommen mußte — aber es gab doch böse Stunden, in welchen Sehnsucht und Reue mit verdoppelter Heftigkeit hervorbrachen. Eine solche lastete eben schwer auf ihrer Seele, denn sie, die sonst bei solchen Anläßen eine der Ersten und Vornehmsten gewesen: aus deren schöner Hand schon mancher Ritter den Dank erhalten, sie durfte heute nicht an der Seite des Mannes erscheinen, dem sie zu eigen geworden war, sie mußte sich verbergen und die Augenblicke stehlen und zählen, die der Tag und das Leben ihm übrig ließen für ihre Verborgenheit. Bei solchen Gedanken kam

eine unsägliche Bitterkeit über sie, aber nicht sich selbst klagte sie an, daß sie in der Aufwallung des Augenblicks, verlockt von der Aussicht auf Reichthum, Wohlleben und Glanz der Werbung Friedrich's Gehör geschenkt — sie grollte nur Oswald, auf ihn wälzte sie die ganze Schuld. Ganz verschwunden war es dann aus ihrer Erinnerung, daß sie es gewesen, die ihm die Treue gebrochen; sie allein erschien sich als die Verrathene, die um einer Andern willen Verschmähte und Beschimpfte, und wilde lang zurückgedrängte Rachegedanken tauchten wieder aus dem düstern Grunde ihres verfinsterten Gemüthes auf. Vollends heute hatte sie Zeit, zu sinnen und zu brüten, denn sie wußte, daß der Herzog, beim Turnier festgehalten, unmöglich vor Abend zu ihr kommen konnte; auch Florentin war mit einem Auftrage von ihm entsandt, und obwohl er baldige Rückkehr verheißen hatte, verging doch Viertelstunde um Viertelstunde, ohne daß sein bekanntes bescheidenes Pochen an der Thür laut ward — sie hatte volle Muße, ihre Thränen ungehindert und ungesehen strömen zu lassen und ein Gefühl der bittersten Wehmuth, der trostlosesten Verlassenheit kam über sie!

In kaum geringerer Bewegung stand Florentin

schon eine geraume Zeit vor der Thür des Gemachs, statt des zierlichen, weißrothen Gewandes in ein dunkles, abgetragenes Reiterwamms gehüllt. Seine heißen Augen hatten keine Thränen mehr, aber Lippen und Brust erbebten von um so herberem, verhaltenem Schluchzen — mehr als zehnmal erhob er die Hand, um den Thürdrücker zu fassen, hinein zu stürzen, der angebeteten Gebieterin Alles zu sagen, alle Liebe und allen Schmerz der Verschmähung vor ihr auszuschütten und dann ihr Lebewohl zu sagen für immer ... immer wieder zog er die Hand zurück. Er fühlte, daß bei ihrem Anblick die Kraft, sich loszureißen, ihm fehlen würde, er glaubte den holden Ton ihrer Stimme, ihrer einschmeichelnden Bitte zu hören und spürte, wie bei dem bloßen Gedanken das Mark seines Entschlusses schmolz ... Da dröhnte mahnend vom Domthurme der Schlag der zweiten Stunde, es war die höchste Zeit, die übernommene Verpflichtung zu erfüllen ... die Hände wie krampfhaft vor die Brust gepreßt, riß er sich los und wankte dem Eingange zu. Schon auf halbem Wege aber wandte er sich nochmal um; hastig riß er die erste Rose von einem nebenan grünenden Strauch, zog den Dolch, den ihm einst Sabine gegeben und stieß ihn in die Schwelle

der Thüre, die Blume zerpflückte er und streute die Blätter neben den Dolch — es sollte das Zeichen seines Abschiedes sein: er gab das finstere Geschenk zurück uud mit ihm seine Liebe und seinen Haß. —

Bald darauf trabte ein unscheinbarer Reiter durch die Menge, die sich immer dichter die Rintburgergasse entlang schob und drängte, denn eben war Herzog Friedrich vorbeigezogen, im vollsten Fürstenschmuck und umgeben von einer glänzenden Ritterschaar, die eigens aus den umliegenden Gegenden und den Vorlanden herbeigerufen worden war. Noch schimmerten die letzten Harnische, Helmbüsche und Standarten aus dem dunklen Bogen des Paradieser-Thors und bildeten zu dem schlichten Reiter einen solchen Gegensatz, daß der derbe Witz und die Spottlust des Volkes sofort sich des lustigen Stoffs bemächtigte. Der Reiter war ein großer Mann und saß auf einem kleinen, starkknochigen Thiere, bei dem es mehr auf sicheren Gang anzukommen schien, als auf besondere Schnelligkeit. Er hatte einen grauen, weißgefütterten Mantel umgeschlagen, eine gleiche Kappe tief in die Stirn gezogen und die Sendelbinde so umgeschlungen, daß auch der untere Theil des Gesichts verborgen war.

An der Seite hatte er Armbrust und Köcher und eine Satteltasche hängen, wie ein Bote, der Briefe über Land zu vertragen pflegte; seitwärts, etwas hinter ihm ritt Florentin im Troßbuben-Gewand. [39])

„Gucket," rief Einer aus der Menge, „gucket, da kommt noch Einer! Der reit' hintennach, damit ihn die Andern nit verschändle . . . das ist der Schönst' von Allen — dem kann die goldene Helmzier nit ausbleibe . . ."

„B'hüt is Gott," rief ein Anderer in das schallende Gelächter, „der schaut ja aus wie der große Tod von Basel und das Rößle hätt' au scho lang vergesse, wie ä Metzle Haber schmeckt!"

„Die Helmzier kann er sich auf seine zwiefaltige Kappe stecken!"

„Oder er kann sich sy Mäntele flicken lassen, durch das wird übermorgen die Sonn' scheine!"

Das Volk, das ebenfalls zum Thore gelangen wollte, drängte unter stetem Lachen und Witzeln um den Reiter her; dieser schwieg zwar, aber die Begleitung schien ihm nicht zu behagen, ungestüm riß er sein Thier herum, daß es sich wendete und in die Menge trat. „Oho," rief es ihm gleich entgegen,

„ist's dem Herrn etwa nicht lieb, daß wir ihm das Geleit geben? Eilt's gar so sehr? Wer ist denn der große Herr, daß er sein Gesicht einwickelt wie eine Kindbetterin?"

Einer der Vordersten griff schon in die Zügel, um das Roß anzuhalten, unwillig erhob der Reiter den Arm zur Abwehr, als Florentin sein Roß zu ihm andrängte und ihn abhielt. „Was thut Ihr?" flüsterte er. „Um Gotteswillen nichts Auffallendes!" Den Leuten aber rief er lachend zu: „Haltet uns nicht auf Landsleute, wir haben dringende Botschaft des Herzogs von Tirol, die heut noch nach Schaffhausen muß! Und stört Euch an meinem Gesellen nicht — der ist von schwerem Siechthum aufgestanden, und macht seinen ersten Ausritt heut, drum ist er so vermummt . . . hat auch schier das Gehör eingebüßt . . . gebt Euch keine Müh' mit dem, der versteht Eure lustigen Späße gar nicht!"

Lachend wich das Volk zurück. „Das hat ihm noch gefehlt, daß er taub ist!" hieß es. „Solltet aber nicht vorbeireiten an dem Turnierplatz — oder noch besser, reitet um die Widen herum, daß die andern Gäule nit scheu werden!"

Florentin hatte die Zügel seines Gefährten er-

griffen und drückte seinem Roß die Sporen ein; die Menge stob auseinander und bald war im Trabe das Thor erreicht. Wie sie im Bogen verschwanden, waren sie auch vergessen, nur Einer unter den Zuschauern schüttelte bedenklich den mit Pflaster und Binde verhüllten Kopf: es war der Kneißl, der es nicht lassen konnte, sich wieder in das Gedränge zu werfen. „Das ist doch sonderbar," knurrte er und ließ sich von dem Simsstein, auf den er sich geschwungen hatte, unter die flutende Menge heruntergleiten. „Der Reiter kommt mir bekannt vor . . . ich muß mich doch einmal überzeugen!" Damit huschte er gegen den Strom in die Stadt zurück, dem Münsterplatze zu.

Indessen stand auf dem Brühl im äußern Feld schon eine unübersehbare Menge Kopf an Kopf um den runden Platz geschaart, welcher zum Rennen dienen sollte, hoch mit weichem Sande aufgeschüttet, damit die etwa aus dem Sattel gehobenen Kämpen von dem Sturz nicht zu sehr geschädigt würden. Rings umher waren Schranken aus mächtigen Balken gezimmert, hinter denen Neugier und Lust an der Balgerei sich überstürzte und schob, so daß die Gewappneten Mühe hatten, dem Eindringen in den Turnierplatz zu wehren.

Gegenüber waren erhöhte Sitze, stufenweise aufsteigend, im Halbkreise erbaut, mit Kränzen aus dem ersten jungen Laub der Wälder geschmückt, überragt und überweht von den Bannern und Fähnlein von allerlei Potentaten und Herren. Von dem höchsten Flaggenstocke hernieder die Fahne des Reichs wallte, der deutsche Adler auf goldenem Grund. Davor, unter kostbar verziertem Baldachin saß König Sigmund, ihm zur Seite Herzog Rudolf von Sachsen und Friedrich von Hohenzollern, der neu belehnte Kurfürst von Brandenburg; in weitem Kreise umgeben von Allem, was, durch edle Abstammung, Reichthum, hohe Würden oder Gelehrsamkeit ausgezeichnet sich in der kleinen Reichsstadt vereinigt hatte. Vor ihm, etwas tiefer, von den Frauen und Fräuleins wie von einem Blumenkranze umschlossen, saß die schöne Königin Barbara, bereit, den Siegern die Preise zu ertheilen. Dieselben lagen vor ihr zur allgemeinen Schau auf purpurnen Kissen ausgestellt, eine kostbare von edlen Steinen schimmernde Helmzierde und ein blankes Schwert mit silbernem Griff, durch einen lichten Kristallknopf geschlossen. Aus dem verdeckten Nebengebäude, worin die Ritter sich zum Rennen bereiteten, schallte Pferdegewieher und Waffenrasseln,

genug, um die Erwartung der Menge immer neu zu erhalten und immer höher zu treiben: von einer Empore schmetterten Posaunen, Pfeifer und Trommler ihre lustigen Aufzüge und Märsche, als übten sie sich ein, die Sieger ja mit recht schallender Fanfare begrüßen zu können.

Herzog Friedrich [40]) stand bereits in strahlender Goldrüstung da, die weißrothe Schärpe um die Brust, den habsburgischen Bindenschild am Arm und drückte eben den Helm mit der mächtig aufstrebenden Pfauenkrone aufs Haupt. Gegenüber stand Graf Herman von Cilly, der Königin Bruder, ganz in blauen Stahl gerüstet, auf dem Helme einen wallenden schwarzen Busch mit einer einzigen weißen Feder, auf dem viergetheilten Schilde sechs rothglühende Sterne. Das Loos hatte sie bestimmt, den Reigen des Tages miteinander zu eröffnen; andre Ritter, welche ebenfalls gewillt waren, in die Schranken zu reiten, waren mit ihren Waffenmeistern beschäftigt, die Turniervögte aber eilten emsig hin und her, um schon hier die Waffen zu beschauen und zu untersuchen, daß alle Wehre nur zur Kurzweil und heiterem Schimpfspiel bereitet war. In der Entfernung stand das Rittergefolge des Herzogs, darunter Weißbriach, Nellenburg,

Tenggen und Lupfen, Werdenberg, die von Toggenburg und Villanders, Hug von Montfort, Diessenhoven und dessen Schwestersohn Hans von Müllinen, der von seinem unfreiwilligen Besuche in der Schweiz zurückgekehrt, den willkommenen Anlaß benützt hatte, sich seinem Herrn und Gebieter wieder zu nähern.

Schon war Alles vorbereitet, die Grieswärtel sprangen bereits herbei, die in der schweren Rüstung etwas unbehilflichen Kämpfer auf die mächtigen Turniergäule zu heben, die voll muthiger Streitlust die Köpfe mit den wallenden Federbüschen schwenkten und die prachtvollen Decken schüttelten, mit denen sie bis zu den Hufen nieder behangen waren.

Da drängte noch Oswald von Wolkenstein durch die Umstehenden und brach sich Bahn zu Friedrich.

„Verzeiht der Ungebühr, durchlauchtigster Herr," sagte er, „die Euch verweilt, da Ihr im Begriffe seid, einen Ehrenritt zu machen . . . ich rechne dabei auf die gute Gesinnung, die Ihr sonst für mich getragen und verhoffe, Ihr werdet nicht zürnen, wenn ich hieher komme, um mir raschen Urlaub zu erbitten. Dem Ritter von Schwangau ist unvermuthete Botschaft gekommen, die ihn eilig nach Hause ruft — ich hab's ihm lang zugesagt, ihn zu begleiten."

„Ihm hast Du's zugesagt?" erwiderte Friedrich. „Wohl eher dem Fräulein von Schwangau — das ja Deine Verlobte sein soll ... wie Andre mir erzählt. Nun reite immerhin Oswald ... ich will den Minnesänger nicht vom Minneglück abhalten, auch wenn ich es könnte!"

„Ja ich gehe dem Glück entgegen," sagte Oswald, „einem Glück, das ich mir nicht zu träumen gewagt, vor welchem Alles, was früher gewesen, vergessen ist wie ein Traum ... nur zwei Dinge sind es, die es mir noch trüben ..."

„Diese zwei Dinge sind?"

„Der Wunsch," entgegnete Oswald etwas zögernd und mit bedeutsamem Blick, „auch Andere ebenso glücklich zu wissen ... rein, offen und ohne Hinterhalt ..."

Friedrichs Blicke sanken zur Erde.

„Das Zweite ist eine Sorge, die aber jetzt, da ich vor Euch stehe, schier von mir genommen ist! .. Solltet Ihr nicht wissen," fügte er leiser hinzu, „welches Gerede in Costentz umgeht über Euch?"

„Was meinst Du?" fragte der Herzog ausweichend.

„Es geht die Sage, als hieltet Ihr's mit

König Sigmund nur zum Schein, und wäret in geheimem Verständniß mit dem ränkesüchtigen Pabst.. Laßt mich meine Schwäche gestehen! Als ich es zuerst gehört, brauste ich auf und schalt den einen Verleumder, der es mir gesagt . . . dann, wie es eben geht im Herzen des Menschen, dann wollte sich doch der Zweifel einnisten in mein Gemüth — jetzt aber, da ich Euch vor mir sehe, ist's wieder vorbei — ich denke an die Wiener Hofburg, an den Abend zu Innsbruck und gehe getrost meinem Glücke entgegen!"

Friedrich sah ihn lange, beinahe gerührt an. „Geh," sagte er, „ich gebe Dir das Zeugniß mit, daß Du erfüllt, was Du versprochen hast . . . Du bist ein redlicher Freund! Warum bist Du nicht immer um mich — Manches wäre vielleicht anders geworden! . ."

Er schien noch etwas sagen zu wollen, da flogen die Schranken auf, im Nu saß er zu Pferde und der Zug der Ritter betrat die Stechbahn, begrüßt von dem Jubel der Instrumente und dem betäubenden Zuruf der Menge. Langsam umritten sie den Kreis, die riesigen Lanzen hoch und steil auf Fuß und Bügel aufgepflanzt, mit zierlicher Neigung die Frauen und Edlen begrüßend. An den entgegengesetzten Enden

nahmen dann Friedrich und der Graf von Cilly ihren Stand, die Grieswärtel rannten hin und her, um sich nochmal zu überzeugen, daß die Bahn nach allen Seiten frei sei; dann schwangen sie sich über die Schranken. Der Turniervogt hob den Stab, Trompeten schmetterten; die Visire schlossen, die Lanzen senkten sich, die Rosse sprengten gegen einander. Mit furchtbarem Prall trafen die Speere auf die Brust der Gegner, aber die Streiter waren einander gewachsen; keiner wankte im Sattel, wohl aber zersplitterten die mächtigen Eschenlanzen wie Glas und deckten den Boden mit Trümmern. Rasch wurden sie gewechselt und das Spiel noch öfter, aber immer unentschieden wiederholt; Beide mußten ohne Entscheidung die Rennbahn Andern überlassen, und sollten später wieder kommen, um zu Fuß im Schwertkampf zu erproben, ob auch hierin keiner des andern Meister sei.

Schon stand nach einiger Zeit Graf Cilly wieder im Ring und wartete des Gegners, aber Minute um Minute verrann, ohne daß dieser in die Schranken trat. Ein unruhiges Gemurmel begann die Reihen zu durchfliegen, aber ehe es sich zu verdichten vermochte, kam dagegen vom Eingange her ein Sausen durch die Versammlung,

wie der erste Windstoß die Wipfel des Waldes aufrauschen macht, bis der Sturm, dessen Bote er gewesen, schmetternd, krachend, vernichtend über ihnen dahin fährt. Man sah einen Ritter sich durch die Sitze zum König drängen und ihm einige Worte zuflüstern, man sah diesen erblassen und plötzlich aufspringen und wie das wachsende Heulen der Windsbraut wälzte immer stärker und ängstlicher sich der Schrei empor: Das Conzilium ist gesprengt! Pabst Johannes ist aus Costentz entflohen! Niemand wohl bedachte im ersten Augenblick die ganze Bedeutung und die Folgen des Ereignisses, aber jedes Gemüth war von der Ahnung eines furchtbaren Unheils gepackt — die Furchtsameren und die Frauen brachen in Weinen und Wehklagen aus, Andere riefen Flüche und Drohungen, Alle aber, angesteckt vom hastigen Wahnsinn des Schreckens stürzten durcheinander, über krachende Sitze, brechende Schranken und schreiende Vormänner und ein wilder, verworrener Knäuel wälzte jammernd und schreiend sich der Stadt zu, aus welcher schon wie antwortend ähnlicher Lärmen entgegen scholl.

In den Kreis der zu Herzog Friedrich bestürzt eindringenden Ritter drängte sich der wilde Weißbriach. „Ist es wahr, Herzog?" rief er. „Ihr wußtet darum,

daß der Papst entflohen? Ihr habt ihm fortgeholfen und dies Ehren- und Ritterspiel nur zum Schein und Deckmantel gebraucht?" [41])

Der Herzog stand bleich, aber gefaßt. „Hört mich, edle Herren . . ." rief er.

„Gebt Antwort, gnädigster Herr!" rief Weißbriach entgegen. „Hier ist nicht Zeit zu langer Erörterung . . . wer weiß, welches Blutbad vielleicht schon begonnen in der unglücklichen Stadt . . . Gebt Antwort, habt Ihr darum gewußt?"

„Ja!"

„Nun so verzeihe Gott dem, der Euch dazu gerathen . . . Eßt immerhin selber aus, was Ihr Euch eingebrockt . . . ich sage mich los von Euch!"

„Habt Ihr unsern Rath nicht bedurft," rief selbst der gefügige Villanders, „könnt Ihr auch unsre That entbehren! . . Ich sage wie Weißbriach!"

„Ich auch! Ich auch! Wir alle!" rief es stürmisch durcheinander — in wenig Augenblicken war die Halle geleert und Herzog Friedrich stand mit ein paar Wappnern allein, die sich scheu und ungewiß in die Ecke drückten. Er rief sie, ihn der Kampfrüstung zu entledigen; als es geschehen, winkte er ihnen zu gehen und sank erschöpft auf einen schlechten Brettersitz. Er

hatte sich allerlei von den möglichen Folgen vorausgedacht, von denen seine Unternehmung begleitet sein würde, er war gefaßt auf Tumult und heftigen Widerspruch; dieser plötzliche einmüthige Abfall erschütterte ihn und erhellte ihm zum erstenmal blitzgleich den Abgrund, in den er sich gestürzt . . . um sich zu sammeln, drückte er die Hände vor die Augen: um sich von der Wirklichkeit des Erlebten zu überzeugen, hob er sie wieder und blickte durch die verödete Halle.

. . . Da kniete Hans von Müllinen vor ihm und hielt seine Hand gefaßt. „Warum so erschrocken, gnädigster Herr?" fragte er. 42)

„Wie?" rief Friedrich gerührt. „Du, Müllinen? Es ist also doch noch Einer, der mich nicht verlassen?"

„Der Müllinen ist und bleibt bei Euch," entgegnete Hans mit Wärme. „Hättet Ihr auch besser gethan, Euch nicht einzulassen mit dem Pabst oder Antichrist — Ihr habt's einmal gethan: da hilft nicht Rathen und Schelten hinterher — da hilft nur, daß Ihr männlich anfaßt und durchführt, was Ihr begonnen! Das Erste ist, fort von hier zu kommen, eh' sie sich besinnen, nach Euch umzuschauen. Wo wollt Ihr hin?"

„Der Pabst ist zu Roß nach Ermatingen — von da zu Wasser nach Schaffhausen: dort sollten wir uns begegnen!“

„Also auf, nach Schaffhausen . . . ein scharfer Ritt bringt uns hin, eh' Eurer Feinde Einer im Sattel sitzt . . . Vertrauet mir, Herzog Friedrich, ich denke wohl Euch zu zeigen, ob ich auszuhalten weiß, wo es Euch und Eure Ehre gilt!“

Auch in die Einsamkeit von Baruchs Hause am Judenthurm war über Mauer und Graben vom Brühl her das Getöse gedrungen und hatte Sabinen emporgeschreckt. Sie eilte zur Thür und erblickte Florentins Dolch und die verstreuten Rosenblätter, und wenn sie auch die Deutung dieser Zeichen nicht sofort verstand, zuckte ihr doch eine bange Ahnung durch's Herz. Sie stürzte einem Knechte des Hauses entgegen, der eben athemlos angerannt kam, dem Wechsler und Frau Rahel die Kunde des Geschehenen zu hinterbringen. In der Stadt gehe schon Alles drunter und drüber, sagte er; der Pabst sei entflohn und Herzog Friedrich von Tirol, der ihm fortgeholfen, mit ihm . . . Sabine vernahm nichts mehr — die ganze Wucht ihrer Lage, das volle Gefühl der Verödung, der offensten Nichtbeachtung überkam und er=

drückte sie . . . „Verlassen . . . von ihm . . . von allen verlassen . . .“ stöhnte sie und sank ohnmächtig zusammen.

„Bringt die Frau in ihre Stube,“ sagte Baruch, der allein gelassen blieb, „und öffnet mir das Haus nicht, sie mögen rufen oder toben oder schlagen wie sie wollen . . . die Riegel und Gitter sind fest . . .“

„Hab' ich es nicht immer gesagt,“ eiferte die Frau, mit der Ohnmächtigen beschäftigt, „nun ist es doch heraus . . . sie ist des Herzogs Hübscherin, nun ist er fort, hat sie im Stich gelassen und wir haben sie auf dem Halse! Aber wie sie zu sich kommt, oder gleich morgen soll sie mir aus dem Hause!“

„Das wirst Du Dir wohl noch überlegen, Frau,“ sagte der Wechsler bedächtig. „Muß ich wissen, wer sie ist und von wem stammen die Dukaten, die sie mir bezahlt? Hab' ich können widerstreben, ein schlechter Jud' einem so mächtigen Herrn? Wirst Dir's überlegen, Sarah . . . Zwar viel scheint dem Herzog nicht mehr an ihr zu liegen, weil er sie hat zurückgelassen, so ganz ohne Nachricht . . . und auch der Diener läßt sich nirgends blicken . . . Was schadet's? Ich müßt' sein ein Stümper und nie haben gesehen, was ist eine ächte Perle und ein Demant-

stein . . . das Kleinod da am Hals . . . ist nicht zu verachten . . . wirst Dir's noch überlegen, Sarah!"

In der Stadt waren inzwischen Lärmen und Aufruhr auf's Höchste gestiegen. Die erschrockenen Bürger verschlossen ihre Häuser, die fremden Wechsler und Goldschmiede sperrten die kostbaren Gewölbe und Buden; Nationen und Landsmannschaften liefen um Waffen in ihre Herbergen und zu den Sammelplätzen, die Geistlichen drängten nach dem Münster, als dem einzigen Orte, von dessen Heiligkeit sie Schutz erwarteten, die Ritter und Edlen umgaben des Königs Haus — das Volk aber, von einigen Schwindelköpfen geleitet, tobte und brüllte, nach Rache rufend und Beute gierig durch die Gassen und hatte sich auf die Pfalz, die verlassene Wohnung des Entflohenen gestürzt. Da war an Wehren und Halten nicht zu denken, in wenig Augenblicken waren die Wohngemächer erbrochen, die Geräthe zertrümmert, und was an Habseligkeiten oder Kleidern sich fand, ward zerrissen, getheilt oder mit höhnischem Geschrei durch die Straßen geschleift, um an ihm die Wuth auszulassen, welcher der Mann selber entgangen war. Es war nicht abzusehen, zu welcher Höhe die Wogen des Aufruhrs sich erheben mochten; schon fielen bedenkliche

Reden, man müsse die Fürsten und Prälaten, da man sie doch in der Macht habe, zwingen, endlich Ordnung zu machen im Reich und in der Christenheit . . . Andre schrieen, die Stadt mit Feuer anzustoßen und zu plündern, Andre forderten auf, nach dem Barfüßerkloster zu ziehen, den gefangenen Huß zu befreien und auf den Münsterplatz zu führen, damit er sage, was zu geschehen habe. [43])

Da schmetterten Trompeten über die Menge hin und hoch zu Roß, im königlichen Schmuck, umgeben von den ersten Fürsten des Reichs und einer mächtigen Ritterschaar sprengte Sigmund auf den Platz — Herolde brachen ihm die Bahn winkten und riefen: „Frieden! Die Stadt ist in Königsfrieden! Acht und Aberacht, wer den Königsfrieden bricht!" Allmälig gewannen die Rufenden sich Bahn, daß auch die Stimme des Königs vernehmbar wurde. Alle sollten sich beruhigen und Frieden halten, rief er; Niemand solle wegziehen, Leben und Habe soll männiglich sicher und unter seinem Schutze sein — mit allen Kräften, selbst mit Gefahr seines Lebens werde er dahin wirken, daß das Concilium aufrecht erhalten werde, der Pabst solle und müsse zurückkehren, Herzog Friedrich von Oestreich aber solle vor sein Gericht geladen

werden um Rede zu stehen für alle Frevel, so er begangen.

Auf seinen Wink klangen wieder die Trompeten, ein Waibel des Raths trat auf die Stufen des Münsters und schlug ein großes Schreiben an der Kirchthür an — die Vorladung an Herzog Friedrich, „binnen heute und drei Tagen vor des Königs Stuhl „zu Costentz zu erscheinen, weil er sich schwer am Reich „und am Concilium dadurch vergangen, daß er die „Flucht des Pabstes befördert: nicht zu gedenken der „Schmach und Unbilden, die er schon früher den „Bischöfen von Trient, Chur und Brixen angethan. „Sollte er aber der Hartnäckigkeit Pharaonis nachfol„gen, sein Ohr verstopfen wie die Schlange und des „Königs Ladung verachten, so solle männiglich aller „Pflichten, so er dem Herzog getragen, los und ledig „sein für immer! Alle Fürsten und Herzoge sollen dem „Könige beistehen im Kriege wieder ihn — seine Lande „sollen frei und herrenlos sein und als ewiges Eigen „dem verbleiben, der sie an sich genommen mit „Gewalt der Waffen: den Herzog selber aber solle „Niemand hausen und hofen, Niemand soll ihm „Kost, Futter, Hülfe oder Anschläge geben oder Frie„den mit ihm halten, sonst treffe ihn, wie diesen,

„der Bann der Kirche und des Reiches Acht und „Aberacht . . .“ [44])

Trompeter bliesen nach allen vier Himmelsgegenden, die Ladung zu verkünden; der Geladene jagte indessen in Sturmeseile die Straße nach Schaffhausen dahin.

Viertes Capitel.

Im Rosengarten.

Auf seiner Burg zu Hauenstein [45]), im halboffenen Wehrthurm der Umfassungsmauer, dessen Erdgeschoß wie ein Erker eingerichtet war, saß Oswald von Wolkenstein; das bequeme schwarze Hausgewand war, wie er es liebte, mit weißem Velbel besetzt, der eine Fuß war weiß, der andere schwarz gekleidet, ein dunkles Mützlein saß auf dem lichten Haupte. [46]) Er hatte Blätter vor sich liegen, in denen er eifrig schrieb; manchmal aber hob er den Blick empor und ließ ihn durch das offene Fenster auf den rings emporstrebenden Bergen ruhn oder in das tief unten anmuthig und fruchtbar sich hinschlängelnde Seisser Thal tauchen; rund um den steilen schroffen Felskegel, auf welchem die Zinnen von Hauenstein sich erheben, schauten die Wipfel eines uralten riesigen Tannwaldes herauf, wie

ein um das todte Gestein gewundener lebender Kranz und wetteifernd mischte sich der frische stärkende Harzgeruch in den süßen Duft der persischen Rankenrose, die am Burggemäuer hinankletternd es noch im Juli mit einer Fülle von Blumen überzog. Finkenschlag, Amselpfiff und Drosselsang schmetterte von allen Seiten, als wollten die Sänger sich noch einmal recht letzen vor dem sommerlichen Verstummen; der Seisser Bach rauschte lustig und hell aus dem Thalgrunde herauf: von jenseits der Bergwand aber scholl tief und gedämpft das Toben des stürmenden Eisack herein und über allen Höhen spannte sich tiefblau und golddurchwoben der Himmel so rein, als wäre alles Düster der Erde zurückgeblieben in den Tiefen und nichts Trennendes mehr zwischen den Menschenherzen und ihm — es war eine Stelle, zum Dichten und Reimen wie gemacht: wohl mußten die Zeilen fließen, denn Schönheit nur umströmte das Auge und was dem Ohr begegnete, war Wohllaut.

Manchmal auch richtete sich des Sängers Blick nach dem kleinen Garten, der den schmalen Streifen zwischen Wehrmauer und Burg ausfüllte, und folgte der lieblichen Frauengestalt, welche zwischen den Beeten dahinwandelte, auf denen meist vor Sträuchern und

Stämmchen bunt abwechselnd nur Rosen dufteten und nickten, vom dunkelsten Purpur, der in hundert Abstufungen in schimmerndes Weiß erlosch, vom übervollen, blätterreichen Kelche bis zum unscheinbarsten Knösplein, das am Hage platzt . . . Oswald hatte aus Persien die Vorliebe für Rosen mit sich gebracht.[47]) Die Frau, selbst eine zu voller Farbenglut sich erschließende Blume, beugte sich wie bewundernd und mit ihnen kosend zu den duftigen Schwestern nieder — es war Margarethe von Schwangau, von Oswald seit wenigen Wochen heimgeführt als Ehegesponsin und Hausfrau des Hauensteins.

Jetzt schlich die junge Frau dem vertieften Schreiber leise näher, legte ihm den Arm um den Nacken und sah ihm über die Schulter in's Angesicht. „Osly," sagte sie mit munterem Lächeln, „so ich Dich nicht mahne, vergissest Du ganz, daß ich auch auf der Welt bin . . ."

„Wie könnt' ich Dein vergessen!" rief Oswald, indem er die schöne Störerin an sich zog. „Ich denke immer an Dich und vollends jetzt, da ich eben daran bin, meine Wanderfahrten in Reime zu fassen . . ."

„Was habe ich mit Deinen Wanderfahrten zu schaffen, Du Schalk?" entgegnete sie neckend. „Willst

Du mich glauben machen, Du habest an mich gedacht, noch eh' Du mich gekannt?"

„Und doch ist es so!" sagte Oswald lächelnd, indem sie an seiner Seite Platz nahm. „Was ist es wohl gewesen, was mich hinaustrieb in die weite Welt? . . . Sieh, Margarethe, ich bin auf dem Wolkenstein da drüben im Grödnerthal, wo mein Vater hauste, aufgewachsen wie die Zirbel auf den Bergen, um die Niemand sich kümmert, als Sonnenschein, Regen und Sturm — meine Mutter war immer schwach und siech, mein Vater ein rauher Degen, der Tag für Tag dem Waidwerk nachging in den unerschöpflichen Bergforsten — ich selber ein rascher Knab', der nichts hören wollt' vom Lernen und Stillsitzen! . . . Hab' oft an das arme Pfäfflein gedacht, das uns der Vater zum Schulmeister hielt . . . war gar ein kummerhaft Menschenbild, schier lahm und im Gesicht verbrannt von Pulver, das ihm einmal losgegangen, als er dessen Art und Beschaffenheit untersuchen und erkunden gewollt . . . hatt' ein warm Nestlein auf dem Wolkenstein und ward ihm doch zu toll mit uns Buben; hatt' eines Morgens sein Bündlein geschnürt und war verschwunden . . ."

„Du Wilder," sagte Margarethe und strich ihm

schmeichelnd über die Stirn, „ich kann mir's vorstellen, wie Du unbändig warst. Du bist nun so gut und mild und doch leuchtet's noch gar manchmal in Deinen Augen auf wie ein gewaltiger Zorn, aber ich fürcht' Dich darum doch nicht ... ist im Grund ein gutmüthig Ding, solch' ein Wolkensteiner Zorn . . . ich fürchte Dich gar nicht und Du gefällst mir so — wenn ich's Dich auch nicht wissen lassen soll . . ."

„Das Leben und die Welt haben das Aufbrausen wohl eingedämmt," erwiderte Oswald, „daß der Strom seine Schranke lieb gewinnt, ist das Werk Deiner Hand, die sie unter Blumen versteckt. Damals aber dacht' ich nur, was solch' ein arm' Pfäfflein kann, das vermag ich auch und lief in die Welt..."

„Als Knab'? Und Dein Vater litt's?"

„Wer sich nie wund gefallen, der lernt nicht Kraut essen," sagte mein Vater und ließ mich laufen. Acht Pfennig war meine ganze Hab' — dafür aber wußt' ich in Stall und Küche und Scheune, in Wald und Feld Bescheid: ich hatte die Harfe spielen gelernt, die Fidel und die Pfeife, ich verstand die Sprache von Gröden, die mir überall durchhalf in romanischen Landen und hatt' einen Schatz, den trug

ich verborgen, daß Niemand mir ihn rauben und keine Widerwärtigkeit entreißen konnt' . . ."

„Einen Schatz? Bekenne, wer das war — Du nennst mich auch so: drum eifre ich mit Allem, was Du einmal so genannt!"

„Der Schatz war nur ein Gedanke! . . . Das Einzige, woran ich Gefallen gefunden und wobei des Lesens und Zuhörens mich nie verdroß, das waren die Rittersagen — die Mähren aus der alten Recken-Zeit, die Lieder von den Nibelungen und Amelungen, von Eckens Ausfahrt, von den Rittern der Tafelrunde, die ausgezogen waren, den heiligen Gral zu suchen . . . das Alles trug ich in mir und drum hatt' ich mir innerlich gelobt, auch ein mannhafter Recke und ein ritterlicher Kämpe zu werden, auch solche Lieder und Mähren zu ersinnen und den heiligen Gral zu suchen . . ."

„Und was ist das, der heilige Gral?"

„Ein zauberhaft Gefäß, das den, der es findet und mit würdiger Hand erfaßt, zu einem gefeiten und glücklichen Menschen macht."

„Und hast Du es gefunden, Osly?" flüsterte Margarethe, zärtlich in den winterlichen Locken spielend.

„Ich habe mir den Ritterschlag geholt am hei-

ligen Grabe zu Jerusalem," sagte Oswald ernst, „manches meiner Lieder wohnt im Munde des Volkes und wird vielleicht nach Jahrhunderten von mir erzählen — das Glück aber hab' ich gefunden, wo ich es nicht gesucht, in der Heimath, in meinen Bergen, in meiner engen Burg, — ich halt' es in den Armen mit Dir!"

„Schmeichler . . . das wär' wohl ein klein Ziel für so langen Weg: aber wenn es so wär', wirst Du nun nimmer an's Wandern denken, Du Zugvogel? . . . Wirst Du bei Deinem Glücke bleiben?"

„Ewig . . . ewig! Weiß ich doch nun erst, was mich in all' den Leiden aufrecht hielt, was in allen Mühseligkeiten der Wanderung mich erhalten . . . Sieh, ich war einst als Ruderknecht auf einem Kauffahrerschiff, das nach Candia steuerte, da kam ein Sturm, der uns an Klippen warf, daß es scheiterte . . . Zwei entsetzliche Tage und eine schreckliche Nacht trieb ich auf dem Meere, an ein Faß geklammert, in Kälte und ohne Nahrung . . . ich glaube, es war allein der Duft des Malvasierweins, der aus dem Fasse drang, was mir das Leben erhielt . . .[48]) so hat mich unbewußt die Ahnung des Glückes erhalten, das mir noch beschieden war. Welch' ein Ziel hätt' ich draußen noch zu suchen? Schier weiß und fass' ich nicht mehr,

was mich einst hinaus getrieben . . . Sonderbar!" fuhr er langsamer fort und schüttelte tiefsinnig das Haupt . . . „Wie Alles vorübergehet am Menschen! Die wilden Slavenkämpfe im Preußenland . . . die Türkenschlacht . . . das rosenduftende Schiras . . . Island, das in seinem Eisgürtel erstarrt . . . Spanien und das Land der Griechen . . . sie sind mir gewesen, vorübergezogen wie Gestalten eines Traums . . . nichts ist mir davon geblieben, als der Rosenzweig, der dort um die Mauer rankt . . . dieses weiße Haar und ein erkaltet Herz . . ."

„Nun, nun, Osly," erwiderte Margarethe ihn umschlingend, „Du thust Deinem Herzen Unrecht, wie Deinem Haar . . . es ist doch noch ein recht warmes, ein treues und ein gutes Herz!"

„O, wie Du mich beglückst, Du Traute!" entgegnete Oswald innig. „Und verdien' ich auch solches Glück? O Margarethe . . . der heilige Gral bleibt nur in der Hand dessen, der seiner würdig ist!"

„Und bist Du das nicht?" sagte sie begütigend. „Ich weiß, was Du meinst . . . Du bist getäuscht worden: das ist nicht Schmach noch Schuld für den Betrogenen . . . Wenn Du mich täuschtest, Osly, hätt' ich drum etwas verbrochen? Täusche Dich nicht

selbst . . . ich sag' es Dir, Dein Gretly . . . Du hast Jene nie geliebt . . ."

„Ja Du hast Recht! rief Oswald begeistert. „So wie ich Dich liebe, wußte ich nicht, daß man lieben kann . . . so habe ich nie geliebt!"

„Siehst Du wohl? . . Wie nanntest Du die Blume, von der Du mir neulich erzählt . . . die Du im Morgenland gesehn, die nur einmal blüht?"

„Die Agava . . ."

„Das ist mein Sinnbild, Osly — auch das Herz blüht nur ein einzig Mal . . ."

Innig hielt das Paar sich umschlungen, als das Knistern von Fußtritten im Sande es auseinander scheuchte. Der Burgvogt kam und rief dem Ritter zu, die Bäume seien gefällt, wie er befohlen, und auch sonst Alles nach seinem Worte geordnet. Oswald winkte dem Alten zu schweigen und folgte ihm in die Burg, indem er Margarethen schleuniger Rückkehr versicherte.

Die junge Frau trat an den Tisch und las in Oswalds Schrift; dann zog sie ein Täfelchen heraus und schrieb darauf, schrieb und sann, strich aus und schrieb wieder, indem ein liebliches Lächeln ihre heitern Züge noch anmuthiger machte. Sie war so in ihr

Werk vertieft, daß sie nun hinwieder Oswalds Ankunft überhörte: als er ihr unvermuthet den Arm um die Hüften legte, fuhr sie zusammen und ein holdes Roth überdeckte sie bis an Stirn und Nacken.

„Ei sieh, das Gretly hat Geheimnisse vor mir!“ rief lachend Oswald und suchte das Täfelchen zu erhaschen, das sie eifrig zu verbergen bemüht war. „Du hast geschrieben und wenn ich recht gesehen, waren es wohl gar Reime?“

„Warum nicht?“ erwiderte sie, immer noch abwehrend. „Das liegt im Schwangauer Blute . . . soll in mir kein Tröpflein meines Ahnen, Herrn Hiltpolt fließen? . . . Wenn das Herz voll ist, geht es über, da kommen die Reime von selbst geflossen . . .“

Oswald hatte das Täfelchen erbeutet und las:

„Wie sich verwandelt Minne,
„Hört' ich viel manche Frag':
„Das will mir nicht zu Sinne,
„Daß Minne wechseln mag!

„Wohl in des Bächleins Rinne
„Schreibt sich kein Bleiben ein:
„Das ist ein' rechte Minne,
„Die schreibt in Marmelstein.

„Deß treulich ward ich inne,
„Zur Antwort sag' ich das:
„Was wandelt und geht von hinnen,
„Daß das nicht Minne was!“

„Holdes — wunderbares Weib!“ rief Oswald entzückt, indem er vor ihr in's Knie sank und ihre beiden, zusammengefaßten Hände mit Küssen überdeckte. „Welch' ein Engel ist mir in Dir gegeben!... O, daß ich es vermöchte, Dich so recht glücklich zu machen — so ganz wie Du es verdienst!“

„Da würde der Lohn wohl bescheiden klein ausfallen,“ erwiderte sie, und zog ihn mit noch holderem Erröthen zu sich empor, „aber wenn mein Glück gemessen wird nach meiner Liebe zu Dir, dann ist es überschwenglich, denn meine Liebe hat keine Gränzen . . .“

„Und bist Du ganz mein? Und sehnst Dich gar nicht mehr in Deine Heimath zurück?“

Sie schüttelte den Lockenkopf mit einem entzückenden Lächeln. „Ich wundre mich selbst,“ sagte sie, „daß ich auf Alles so schnell vergessen konnte, daß mir ist, als wär' ich immer hier gewesen! Und hab' ich denn nicht Alles wieder gefunden, wie daheim, meine vertrauten Berge, meine geliebten Wälder... ach und viel schöner noch, als daheim, und Dich, meinen Osly dazu! . . . Und doch — Eins ist doch, was ich vermisse . . . meinen lieben See . . .“

„Wir wollen nächstens hinüberreiten nach Bozen

und nach Kaltern," rief Oswald rasch, „dort ist ein schöner See, dessen Anblick dich wohl erfreuen wird . . ."

„Das ist's nicht," sagte sie, „nicht das Rechte! Daheim hatt' ich den See gleich zur Hand . . . am Fuß des Hügels, wie ich nur aus dem Walde trat . . . Und dann auch meine Schwäne!" setzte sie nachdenklicher hinzu, „Die fehlen mir . . . O und sie werden mich auch vermissen, die schönen Thiere . . . sie kannten meine Stimme und schwammen herbei, wie sie mich nur ans Ufer kommen sahen; da nahmen sie mir das Futter aus der Hand, und schmiegten mir wie schmeichelnd die zarten schlanken Hälse an den Arm . . ."

Oswald hatte seine Blätter zusammengefaßt und schien nicht gehört zu haben, was sie sagte. „Der Tag neigt sich," sagte er dann, „komm, wir wollen lustwandeln gehn . . . ich führe Dich an ein gar traulich Plätzlein im Walde, das Du noch nicht gesehn . . ."

Margarethe war bald gerüstet, auf ihren Wunsch hatte Oswald die kleine Harfe übergehangen; so schritten sie aus dem Thore, den Burgfelsen hinab und durch den Wald, wo in diesen eine schmale

Bergsenkung einmündete und ein kleines anmuthiges Hochthälchen bildete.

„Was ist das!“ rief Margarethe. „Bin doch schon öfter diesen Pfad gewandelt und finde mich nun nicht mehr zurecht? Ist das nicht ein Wasserspiegel, was dort durch die Stämme blickt? . . .“ Sie wartete keine Antwort ab; wie ein fröhlich spielendes Mädchen ließ sie Oswalds Arm und eilte dem Pfade nach, der in's Dickicht gehauen war . . . mit einem Schrei der Ueberraschung stand sie vor einem stattlichen Teiche still: zu ihren Füßen schaukelte ein leichter Nachen auf dem grünen Gewässer, aus der Mitte desselben leuchtete das weiße Gefieder von zwei Schwänen. Auf den Ruf ruderten die zierlichen Thiere eilfertig heran und Margarethe ging ihnen mit der Hast eines glücklichen Kindes fast bis in's Wasser entgegen. „Ist es denn möglich?“ rief sie. „Seid Ihr es denn wirklich, meine lieben, lieben Schwäne? O . . . sie kennen mich noch! Da bist Du ja, Boina, mein schmuckes Weibchen mit dem sammtnen Flaum . . . Und auch Du, Harro? Was flügelst Du so? Ich kenne Dich noch wohl . . . ach, ich komme ja nicht dazu, Dich zu grüßen . . .“ Sie kauerte sich zu den Thieren nieder und es war ein

reizendes Bild, wie das Kind mit den Schwänen spielte und die Schwäne mit dem Kinde.

Sie vergaß darüber ganz auf Oswald, der in freudiges Anschauen verloren, an einem Baume lehnte.

„O," rief sie endlich aufspringend und warf sich ihm an die Brust, die Arme um seinen Nacken gekettet, „wie Du gut bist! Wie Du nur denkst, Deinem Gretly Freude zu machen, Du guter, guter herzlieber Mann ..." Sie hatte keine Worte mehr; ein inniger Kuß mußte sagen, was sie empfand.

„Komm," sagte Oswald dann und führte sie am Ufer hin zu einer mächtigen Felswand, an welcher eine Siedelbank aus Baumzweigen zusammengefügt war; daneben aus dem Gestein sprang die Quelle, die aufgedämmt war, bis sie, das kleine Thalbecken füllend, den Teich gebildet hatte. Sie setzten sich; Margarethe neigte das Haupt an Oswalds Brust; die Schwäne, als vermöchten sie noch nicht, sich von der wiedergefundenen Herrin zu trennen, kamen an's Ufer gestiegen und lagerten zu ihren Füßen im Gras. „O, was ich selig bin!" sagte Margarethe ... „nimm Deine Harfe, Oswald, und sing' mir ein Lied ... dann glaub' ich ganz, ich bin wieder an meinem

grünen Alpsee, wo wir so oft miteinander gewandelt . . . O, die selige Frucht aus der seligen Blüthe!"

Oswald hob die Harfe und sang:

Ein gut geboren, edel Mann [49])
Warb um ein Fräulein wohlgethan,
Er sprach zu ihr mit tugendlichen Sitten:
Gebt Gnade, Fräulein waidelich —
Wollt Ihr ein Weil' anhören mich,
Wess' ich Euch unterthäniglich will bitten!
Ich bin verelend't also sehr,
An Freuden muß ich armen,
Und weiß nicht, wohin ich gehör',
Das laßt Euch, Frau, erbarmen!

„Ich denke, ich kenne den verelend'ten Mann," lächelte Margarethe. „Was sagt das Fräulein?"

„Ihr treibt gen mich wohl Euren Spott?
„Und seid Ihr krank, so helf' Euch Gott,
„Der mag Euch alles Trauerns wohl entbinden!
„An mir liegt wenig, das Euch tröst',
„Darum, so werd't Ihr hart erlöst,
„— Sucht anderswo, wo Ihr mögt Freunde finden.
„Daß ich mag Keines Helfer sein,
„Das möcht' ein Jeder anschauen,
„Ich bin ein armes Fräuelein,
„Was wollt Ihr auf mich bauen?"

„Gut geantwortet, kleines Fräulein," nickte Margarethe; Oswald sang weiter:

Ach, Frau, was soll der Ungelimpf?
Es ist mir leider aus dem Schimpf,
Manch' Jahr bisher mußt' ich viel Kummer tragen
In Eurem Dienst, verborgenlich
Und weiß es Gott im Himmelrich,
Daß mir nie half gen Euch mein sehnlich Klagen!
„Bin wüst: kann weder Weis' noch Wort,
„Das Keinen mag erfreuen
„Und wär' ich jetzt Eu'r lieber Hort,
„Es würd' Euch morgen reuen!"

Was braucht Ihr noch der Klugen Sprach'?
Eu'r Schönheit thut mir Ungemach,
Eu'r Wandel klug, der that mein Herz bezwingen:
Was hilft Euch nun mein' täglich Pein?
Eu'r treuer Diener laßt mich sein —
Mich machet unfroh von Euch das Mißlingen:
„. . . Zwar ich bedarf nicht solchen Knecht,
„Muß vor ihm Sorge tragen:
„Doch wenn Ihr allzeit Euch versprecht,
„Will ichs in Treuen wagen!"

„Und ich kenne das Fräulein," sagte Margarethe, „und ich weiß, daß das Wagniß sie nicht gereut hat! Sieh," fuhr sie umherblickend fort, „nun ist es ganz wie daheim . . . wenn wir auf dem See fuhren und die Sonne unterging und den Säuling purpurroth beleuchtete . . . so wie jenen Berg, der so wunderbar erglüht . . . Wie nanntest Du ihn?"

„Das ist die Krone des Tirolerlandes, der hohe Schlern . . ."

„Wie die Sonne ihm den breiten, rothen Streifen vergoldet, der wie ein Stirnband um sein Haupt gezogen ist! Wie diese Zacken und die hellen Spitzen flammen und leuchten . . . was für befremdliche Gestalten! Was ist das?"

„Das ist der Rosengarten." [50])

„Neckst Du mich?" sagte Margarethe, zu Oswald aufschauend, ohne das Köpfchen zu erheben, das wieder an seine Schulter gesunken war.

„Nein doch, Gretly . . . hast Du noch nie die Mähre vom Rosengarten vernommen?"

„Mir ist es wie ein Traum . . . als habe die Mutter mir davon erzählt . . ."

„Das Mährchen ist hier daheim: der Wald, der uns umgiebt, ist der grüne Tann — die Quelle neben uns ist das Zauberbrünnlein, bei welchem der geheime Eingang in die Kristallburg war: hier hat König Laurin gehaust und den Rosengarten gepflanzt, der nun da oben versteinert liegt . . ."

„Versteinert? Warum? Erzähle mir das Mährlein."

„. . . Es war einmal ein König," [51]) hob Oswald an, „der hieß Laurin und hatte einen mächtigen weißen Bart und war ein Zwerg; ein weiser Mann

und gewaltiger Zauberer und hatte die Tarnkappe, die macht' ihn unsichtbar und einen Gürtel um den Leib, der verlieh ihm Zwölfmännerkraft. Der König hatte sich im Innern des Berges eine Burg aus Kristall gebaut, vier Riesen hielten Wache am innern Eingang und vier andere vor all' den Schätzen und Kleinoden, die darin verborgen lagen — als das höchste Kleinod aber achtete König Laurin seinen Rosengarten; der blühte in zauberischer Schönheit und strömte Glanz und Duft aus über das ganze Land. Und der Garten hatte keinen andern Hüter, als seine Schönheit und keine andere Wehr, als eine Schnur von Seide, die war um den Garten gezogen und standen ringsherum Säulen mit goldenem Knauf, an denen war die Schnur festgeknüpft ... Da zogen fremde Recken durch das Land; Biterolf, der Herr von Steyer, mit seinem Sohne Dietlieb und seiner Tochter Similde: die wollten nach Lamparten, wo ihnen Freunde lebten und liebe Genossen, Hildebrand von Garten und Dietrich von Bern, der Gewaltige. Und König Laurin von seiner Felsburg sah sie vorüberziehn und als er Similde erblickte, die viel schöne Maid, da ward er von Minne erfaßt und wie sie ausruhte auf dem Moos im grünen Tann, da kam

er unsichtbar in der Tarnkappe und raubte die Königsmaid und führte sie mit sich in den Berg . . ."

Margarethe richtete sich leicht auf, wie um besser zuzuhören.

„Darob ergrimmten die Recken und durchsuchten das Land, aber sie fanden nichts und riefen die Freunde zu Hülfe. Da kamen Dietrich von Bern mit seinen Kämpen Wolfhart und Wittich und Hildebrand von Garten mit seinem Bruder Ilsan, dem grimmen Mönch und weil sie keine Spur der Geraubten fanden, zürnten sie, daß um den schönen Rosengarten nur eine schwache Schnur gezogen war, wie zum Trotz gegen all' ihre Mannheit und Stärke und in der Wuth drangen sie in den Garten und traten die Rosen nieder und zerstörten die Säulen mit der seidenen Schnur. Da fuhr König Laurin wider sie mit seinem Zwergenheer und sie spotteten sein und stritten mit ihm, er aber bestand sie alle durch seinen Gürtel, denn der gab ihm Zwölfmännerkraft. Und als er Dietlieb, Simildens Bruder, niedergeworfen, da gestand er ihm, daß die Schwester bei ihm hause in seiner Krystallburg, und Dietlieb machte, daß Frieden wurde zwischen allen und Similde sollte seine Königin sein, wenn sie selber

es also erwählte; sie dachten aber, sie werde den Zwerg verschmähen und folgten dem König Laurin mit Neidingsgedanken in den Berg. Und wie sie vernahmen, daß Similde den weisen Mann lieb gewonnen und bei ihm bleiben wollte in seinem Wunderreiche, da sannen sie darauf, sie heimlich mit sich fortzuführen, König Laurin aber, der ihre Gemüther sah in seinem Zauberspiegel, kam ihnen zuvor und schloß sie alle im Bauche des Felsens ein. Da geschah ein wildes, wüthendes Streiten in der Finsterniß, die Recken aber erschlugen die Riesenwächter und Ilsan, der Mönch, dem der heidnische Zauber nicht ankonnte, nahm Laurin den Zaubergürtel und band ihm mit seinem langen weißen Bart die Hände zusammen. So war er machtlos geworden und mußte mit ansehen, wie sie Similden fortführten mit sich nach Steierland, König Laurin selbst aber wurde weggeschleppt nach Bern in Lamparten, da sollte er als Gaukler zu Schimpf und Kurzweil dienen mit seiner Zwergengestalt — da rannen ihm die Thränen nieder in den greisen Bart und im Abziehen wandte er sich noch einmal den Bergen zu und hob die gebundenen Hände auf und sprach den letzten Zauber, dessen er noch Macht besaß . . . da erschütterte ein gewal-

tiger Donner die Grundfesten des Berges, der Eingang zur Krystallburg fiel zu, um sich nie wieder zu öffnen, der Rosengarten aber war verschwunden und in rothes und weißes Gestein verwandelt und nur manchmal, wenn Morgens und Abends die helle Sonne die Felsen bescheint, da gemahnet es, wie das Blühen und Leuchten im Rosengarten des Königs Laurin!"

Margarethe hatte sich fester an den Erzähler geschmiegt; es war dämmerig geworden am Waldteich und der Höhenpurpur begann zu ermatten. „Dein Märchen ist fast schaurig zu hören," sagte sie, während Oswald sich erhob und zur Heimkehr ihren Arm faßte, „und doch ist es wieder gar sinnvoll und anmuthig! Mich bedünkt aber, als sei es nicht wahr — als sei der wunderreiche Rosengarten wohl da droben versteint, hier unten aber sei er wieder aufgeblüht — durch Dich und für uns!"

„So dünk' ich Dir wohl, wie König Laurin als ein Zwerg?"

„Nein — aber der weise Mann mit dem weißen Bart und Similde von Steierland, das bin ich . . ."

„So müßtest Du ja fort von mir?"

„Nein, wir ändern das Märlein, wie's uns gefällt . . . diese Similde bleibt und spinnt einen Faden

um den neuen Rosengarten, der fester halten soll als der von Zauberhand . . ."

„Ja, thu' das! . . . Du banne das Glück an diesen Raum und umschlinge ihn fest und undurchdringlich! Leben wir auch nicht mehr in wilder, gewaltsamer Reckenzeit; die Welt ist die alte geblieben, sie duldet kein Glück und liebt, es zu stören und zu vernichten! Um Deiner reinen Seele willen ist es uns vielleicht vergönnt, daß diese Rosen ungebrochen bleiben und unzertreten!"

„Sie werden es bleiben, denn sie blühen in uns — was in uns ist, kann keine Welt zerstören!

Wenige Worte fielen fortan; enger aneinander geschmiegt und stille wandelten sie zur Burg zurück. An der Zugbrücke kam ihnen der Vogt mit der Nachricht entgegen, daß ein Gast eingeritten sei auf dem Hauenstein und in der Eßstube des Burgherrn harre. „Wen erblick' ich?" rief Oswald, als sie das Gemach betraten und breitete erfreut und doch wieder wie unsicher die Arme aus. „Freund Nikolaus Vintler! Was führt Dich auf den Hauenstein?"

„Es wäre mir nicht lieb," sagte der Alte und wich der angebotenen Umarmung nicht aus, „wenn Du Deine Einladung vergessen hättest! Was müßte

Deine werthe Hausfrau, die ich bestens begrüße, für eine Meinung bekommen von dem alten Vintler, der so ungeladen in's Haus fällt! . . . Hast Du mir nicht gesagt, als Du zurück kamst von Deiner Wanderschaft, es werde bald eine schöne, sittige Hausfrau schalten und walten auf dem Hauenstein? Hast Du es mir nicht ausgemalt, wie schön das sein würde, wenn ich Dich besuchte und wir säßen beisammen und plauderten von Allem, was schön und uns werth ist . . . oder wär's nur ein erdichtet Märlein gewesen?"

„Nein, das war Wahrheit Freund!" erwiderte Oswald, indem er Vintler zum Tische führte und Margarethe sich entfernte, um Trunk und Imbiß zu beschicken. „Ist es auch anders gekommen, als ich damals gemeint, die Einladung gilt nur um so mehr, denn es ist schöner geworden auf Hauenstein, als ich jemals geträumt — aber ich vermeinte nicht, daß Du der Einladung gedenken würdest, warst Du mir doch gar unhold und unwirsch, als wir uns zuletzt in Costentz begegneten!"

„Thu' einem alten Freunde die Schmach nicht an, ihn an eine Dummheit zu mahnen!" sagte Vintler. „Ja denn, wenn ich es doch einmal gestehen muß,

ich habe eine Augenblick geglaubt, ich zürnte Dir und hätt' auch Grund, Dir zu zürnen ... Sieh, ich bin ein alter Mann und habe mein Leben lang die Geschäfte des Herzogs geführt und fand eine Ehre drinn ... und war auch ein Geschäft, bei dem etwas zu gewinnen war — drum hat es mich gewurmt, daß man mich so vor die Thüre gesetzt! Ich glaubte, Du hättest es wohl anders einrichten können, bei der Ausgleichung mit dem Herzog ... ich hätte auch gerne seine Hülfe gehabt, um dem übermüthigen Starkenberger meinen lieben Runkelstein wieder abzujagen ..."

„Aber lieber Freund ..." wollte Oswald ihn unterbrechen: er ließ es nicht geschehen und fuhr fort:

„Sag' mir nichts mehr davon! Es ist aus ... ich bin wieder auf meinem Runkelstein, ich hab' es überwunden; meine Bücher und Bilder haben mir treulich hinüber geholfen über die bösen Tage ... aber es ist doch wunderbar! Ich habe nun der freien Stunden viel mehr und unter den vielen sind manche, wo es mir gar nicht mehr behagen will auf dem Runkelstein ... Es ist mir, als wär' er entheiligt, weil er in fremden, rohen Händen war; als wär' ihm der alte Reiz und die Weihe abgestreift und die

alten Helden von den Wänden schauten mich mit vorwurfsvollen Blicken an, als wollten sie sagen ... warum hast Du uns das gethan? Warum hast Du uns nicht geschützt vor so unsaubern Augen und Händen? ... Konnt' ich es denn?" fuhr er nach kurzem Innehalten, schier mit sich selber redend, fort: „Kann ich sie schützen, daß sie nicht in noch rohere Hände fallen ... ich bin ein alter, kinderloser Mann! Wenn ich todt bin, werden sie kommen und das Schloß verkaufen und der neue Herr lacht vielleicht über das, was meine Freude war und läßt gleichgiltig meine kostbaren Gemälde herunterschlagen oder überstreichen ... kann ich sie schützen? Es kommt ein anderes Geschlecht, Oswald, das wir nicht begreifen und das nicht mehr versteht, was uns erfreute ... Da hab' ich Deiner, als des Jüngern gedacht ... der nach mir noch wahren könnte, was ja Dir lieb gewesen, wie mir — da fiel's mir ein, wie wir zusammen uns so oft des Schönen erfreut ... Alles, Alles fiel mir ein und ich dachte, wie Du nun so behaglich mit Deinem jungen Weiblein leben werdest, und wie wir einander so nahe wären ... das fraß mir so am Herzen, ich ließ auf der Stelle satteln und da bin ich nun ..."

„Und willkommener als je!" erwiderte Oswald freudig und erhob das Glas, um mit dem neu gewonnenen, alten Freunde anzuklingen. „Möge aller Zwiespalt sich also lösen in Frieden!"

Indeß hatte Margarethe das Abendmahl gebracht, die Becher kreisten bald bei fröhlicher Rede und Vintler konnte nicht satt werden, das anmuthige Wirken und Schaffen der jungen Hausfrau zu preisen. „Ihr versteht, das Kleinste so schmuck zu richten und anzuordnen, daß das Auge mit genießt und Alles zweifach mundet! Meine Hausehre, Frau Katharina — sie dürfte es zwar nicht hören, aber sie müßte wohl bei Euch zur Schule gehen . . ." Noch einmal stieß er dann mit Oswald an. „Auf die Dauer dessen, was so glücklich begonnen!" rief er. „Es wird immerhin nicht schaden, Dich vorzusehen, Freund Oswald — nicht alle sind so versöhnlichen Gemüths, wie der alte Vintler, und auf gar mancher Burg im Etschland ist man dem Wolkensteiner gram, des Paktes wegen, den er mit dem Herzog geschlossen."

„Mögen Sie! Hab' ich nicht in ihrem Auftrage gehandelt? Haben sie doch Alle zugestimmt und unterschrieben!"

„Aber mit Widerwillen, halb gezwungen — Dir

haben sie's in Kerbholz geschnitten und möchte leicht Einer darauf kommen, auf eigene Faust sein vermeintlich Recht an Dich, zu suchen, eben jetzt, da kein Herr und kein Regiment ist im Lande!"

„Kein Herr im Lande? Wie soll ich das deuten?"

„Wie's zu deuten ist! Oder wüßtest Du etwa nicht . . ."

„Nichts weiß ich. Seit ich von Costentz weg ritt, um Margarethe und deren Vater nach Schwangau zu geleiten, hab' ich wie auf einem seligen Eiland gelebt, von welchem nicht Steg nicht Ruder an's unruhige Weltgestade führt! Als sie mir angetraut war, zog ich mit meinem Kleinod still und eilig hieher und hause hier . . . ich habe nichts gehört, was draußen geschehen und habe nicht verlangt, es zu hören!"

„Dann ist mir leid," sagte Vintler kopfschüttelnd, „daß eben ich der Störenfried im Hause sein und üble Botschaft bringen muß — doch besser immer, sie kommt aus Freundesmund, als daß die Geschosse eines Feindes sie Dir an Thor und Mauern donnern!"

Er erzählte nun von des Papstes Flucht; wie Herzog Friedrich dazu geholfen und als der König ihn zur Verantwortung geladen, nicht erschienen und dafür in

Acht und Bann verfallen war — wie der allgemeine Reichskrieg begonnen gegen ihn und wie an Einem Tage ihm vierhundert Absagebriefe zugekommen von Herren, Städten und Klöstern und wie er nun zu Freiburg im Breisgau auf seiner Veste mit dem Papste hause — ein friedloser, freundloser, länderloser Fürst!

Oswald war gleich bei Beginn der Erzählung aufgesprungen und schritt erschüttert im Gemache hin und wieder. „O Friedel, Friedel," rief er schmerzlich, „daß Du das gethan! Daß Du's gekonnt! Du hast ein unselig und gefährlich Werk begonnen, sorg' ich, das uns Allen kein Heil bringen wird und Dir vor Allem Unheil . . . aber ich trüg' es gelassen, Dich im Elend zu wissen: ich theilt' es mit Dir, dürft' ich sagen, daß Du das nicht gethan . . . So hast Du meinen getreuen Rath geachtet? So Deine Zusage? War sie nicht feierlich genug, weil Du sie nur mit einem Becher Wein, nicht mit einem Eide bekräftigt hattest . . . O Friedel, Friedel, daß der Mann erröthen muß vor dem Knaben in der Wiener Hofburg!"

Margarethe war zu ihm geeilt; sie schmiegte sich an ihn und versuchte ihn zu begütigen.

„O es ist nicht dieses Leid allein," fuhr er fort, sie innig an sich drückend, „es ist auch um Dich, um uns Beide, daß ich klage! Meine Ahnung hat mich nicht getäuscht . . . siehst Du, Margarethe, das ist die unerbittliche Hand der neidischen Welt, die hereingreift in unsern Rosengarten, ihn zu zerstören!"

„Das wird, das kann sie nicht," erwiderte Margarethe mit Festigkeit. „Ermanne Dich, Osly! Was auch drohen mag, wir bleiben einander, weil wir einander haben — im Uebrigen thu' Deine Pflicht!"

„Das will ich!" rief Oswald. „Dir will ich folgen — was ist mir nicht Alles in Dir gegeben . . . Du hältst mich, wenn ich schwanke: wo eine weibliche Thräne Dir wohl gestattet wäre, da drängst Du sie zurück und tröstest mich . . . Ja, meine Pflicht will ich thun! Hat auch der Herzog gethan, was nicht Recht ist, ich will ihm nicht Gleiches mit Gleichem vergelten; ich will zu ihm stehn — alle Edlen will ich aufrufen, wie ich zu thun und ihm zu zeigen, wie Männer ihr Wort lösen!"

„Ich will Dir nicht entgegen treten, Oswald," sagte Vintler ernst, „aber ich fürchte sehr, dem Aufruf wird die Antwort fehlen . . . Du kannst Dich leicht vorher überzeugen: reite morgen auf den Leben-

berg, die Falken kommen dort zusammen, um zu berathen, was zu thun sei . . ."

„Ich will hin — sie sollen meine Stimme hören und ihr noch einmal folgen! Zürne nicht, daß ich Dich verlassen muß, geliebtes Weib . . . ich folge Deinem Rufe — ich folge der Pflicht: sei getrost!"

„Ich bin getrost," erwiderte sie und reichte ihm gelassen die Hand. „Wer auf dem rechten Wege geht, kann niemals irren . . . Du bist auf ihm, er muß Dich zurückführen in meine Arme, und an mein Herz!"

Am andern Tage war auf dem Schlosse zu Lebenberg eine zahlreiche und stattliche Versammlung eingeritten. Degen Fux hatte ein großes Gelage angestellt und dazu die Falken alle geladen. Sie säumten nicht herbeizuschwirren, neben den beiden Starkenbergischen Brüdern fehlten der Sallecker, Eckart von Liebenberg, Georg von Villanders so wenig, als Lodron und Castelbarko; auch die Schwankenden und Unsichern waren nicht ausgeblieben, selbst der zweideutige Alphart von Goldegg hatte sich wieder eingefunden und auch manch neuer Bundesgenosse war hinzugekommen, so Vinciguerra von Arko und ein Frundsberg war aus dem fernen Innthal hereingekommen. Schon war das Mahl beendet und wäh-

rend die Meisten hinter den Bechern saßen, waren die Häupter an einem Nebentisch daran, das Land vorläufig in fünf Hauptmannschaften [52]) zu theilen, welchen alle Gewalt zu übertragen sei, bis König Sigismund in's Land komme, um dasselbe im Namen des Reichs in Besitz zu nehmen: es war schnell beschlossene Sache, den günstigen Augenblick, in welchem Friedrich in völliger Ohnmacht darnieder lag, zu benutzen und die lästige Oberherrlichkeit der Herzoge loszuwerden für immer. Sigmund hatte schon den Abgesandten in Kostentz erklärt, daß das Reich die Vereinigung mit Tirol wegen der Wichtigkeit der Alpenpässe niemals aufgeben werde, so wie daß dem Adel und dem Lande alle Freiheiten und Rechte auf's Neue und für alle Zeiten bestätigt sein sollten: eben waren Briefe von ihm angelangt, worin diese Versicherungen auf's Bündigste wiederholt und Alle aufgefordert waren, sich von dem Verräther und Aechter loszusagen und zum Reiche zu halten: es galt nur noch den geeignetsten Plan auszusinnen, wie und von welcher Seite das Reichsheer am Besten eindringen könne. Die bairischen Herzoge sollten über Hall und Innsbruck vordringen bis an die Finstermünz, der König selber ihnen durch's Engadein mit zahlreichem

Fußvolk entgegenrücken, eine andre Schaar solle an den Arlberg vorgehn, die Fürsten von Görz aber Brunnecken und Brixen auf sich nehmen: der Nonsberg und die Thaleingänge von Visiaun und der Klause seien in Händen der Verbündeten und so für das Gelingen um so minder zu fürchten, wenn der Einfall, der doch vieler Vorbereitung bedürfe, bis Wintersanfang verschoben werde. Dann seien alle Gebirgswasser klein und leicht zu übersetzen, die Berge lägen voll Schnee und die Bauern säßen in ihren Höfen fest. Die Zeit bis dahin sei wohl zu nutzen und der Achtsbrief und der Bann recht zu verbreiten und wohl bekannt zu machen im Lande, denn vor dieser Verdammung erschrecke das gemeine Volk am meisten und werde dem König sich nicht widersetzen. [53])

Eben war Alphart daran, den um ihn Sitzenden zu erklären und nachzuweisen, wie es ihm gar nie ernstlich in den Sinn gekommen, vom Falkenbunde abzufallen und sich zum Herzog zu halten: wer ihn kenne, wisse das wohl und könne nicht anders denken, als daß das nur zum Scheine und in der Absicht geschehen, die Pläne der Feinde kennen zu lernen und so den Genossen auf's Beste zu nützen.

„Halt, was seh' ich hier?" unterbrach einer der Ritter den Erzähler, indem er an's nahe Fenster sprang, das auf den Burghof neben der Kapelle und auf das äußere Thor hinab sah. „Da kommt zum Abhub noch ein Gast!"

„Bei meinem Eid," schrie der Sallecker hinzustürmend, „entweder macht der Wein mir tolle Bilder vor die Augen . . . oder das ist Oswald von Wolkenstein!"

„Er ist's! Wahrhaftig!" riefen Alle durcheinander drängend. „Der Wolkensteiner unterfängt sich, zu uns zu kommen . . . Was soll der Zwischenträger hier mit seinen glatten Worten?"

Alle wendeten sich dem Saaleingange zu und Niemand bemerkte darüber die Gestalt eines ganz in einen schwarzen Mantel gehüllten Mannes, der beinahe gleichzeitig mit Wolkenstein in den Hof getreten war und, nachdem er einige Worte mit dem Thorwart gewechselt hatte, im Kapellen-Eingang verschwand.

„Nun Herr Ritter von Wolkenstein," rief Starkenberg dem eintretenden Oswald entgegen, „wißt Ihr auch noch den Horst zu finden, wo die Falken nisten? Waren uns der Ehre wahrlich nicht ver-

muthend und auch Ihr seid wohl erstaunt, eine so zahlreiche Versammlung zu finden!"

„Ich staune nicht," entgegnete Oswald mit würdiger Ruhe, nach allen Seiten grüßend, „ich freue mich dessen, denn wärt Ihr nicht schon versammelt, edle Herren, so hätte ich mir erlaubt, Euch zu rufen!"

„Ob wir aber dem Rufe gefolgt wären?" flüsterte Eckart höhnisch dem Sallecker zu; Starkenberg aber rief: „Ohne Umschweife, Ritter, wir haben Euer Erscheinen hier nicht erwartet . . . also sagt uns kurz und bündig, was Ihr wollt . . . wir hehlen Euch nicht, daß Ihr uns in unsren Berathungen stört!"

Oswalds Antlitz verfinsterte sich, doch hielt er an sich. „Wie kann ich stören" sagte er gelassen, „Dieselbe Absicht, die Euch versammelt, führt auch mich hieher!"

„Nein, nein . . ." rief Starkenberg noch wilder, „Ihr trefft hier keine Halben und Unentschlossenen mehr, die wie auf dem Greifenstein sich beschwatzen lassen durch künstlich gesetzte Reden! . . . Keinen halb blöden Greis, dem das Herz mit dem Kopfe durchgeht: wir Alle sind zu Thaten entschlossen — hier gibt es nichts zu unterhandeln mehr!"

„Auch wär' es unnöthig," entgegnete Oswald erwarmend, „wo der Augenblick gebieterisch Thaten verlangt . . . Doch, eh' wir weiter reden, sagt mir, erst offen in's Gesicht, was Ihr gegen mich habt? Warum der Groll in Euren Worten, der Unmuth über mein Erscheinen? Habt Ihr Grund, mich anzuklagen? Sagt, ob ich andres gethan, als ich verheißen? Ob ich die Bestätigung unsrer alten Rechte nicht erwirkt?"

„Ja eine Galgenfrist!" schrie Degen Fux, der sich nicht mehr zu mäßigen vermochte. „Was nützt sie und wem? Niemand als denen, die, wenn sie um ist, wieder etwas zu unterhandeln haben möchten!"

Oswald sah den Lärmenden mit vernichtendem Stolze an. „Der Wein spricht aus Euch," sagte er dann, sich abwendend, „kommt wieder, wenn Ihr ausgeschlafen habt! . . . Ihr Andern aber, was habt Ihr gegen die Frist? . . . Muß es nicht doch immer wieder zur Verhandlung kommen?"

„Nein," rief der Sallecker, „wir haben den Krieg gewollt und wollen ihn heute noch!"

„Um früh genug zu erfahren, daß er mit unsrer Niederlage enden müßte! Thoren, ist es denn Herzog Friedel allein, den Ihr bekämpft? Ist nicht derselbe

Zwist schier in allen Landen entbrannt? Ihr wollt den Gedanken einer neuen Zeit bekämpfen und lieber Alles verlieren als ein kleines Opfer bringen! Doch sei es auch — darüber recht' ich nicht mehr mit Euch . . . aber der Vertrag, den ich in Eurem Namen und Auftrag abgeschlossen, besteht und ich als Euer Vermittler fodre, daß Ihr ihn erfüllt: so lange die sechs Jahre währen, sind wir an den Herzog gebunden!"

„Das seh' ich nicht ein," sagte bedächtig der Katzensteiner, „besonnene Klugheit und Ueberlegung sagen mir das nicht. Die Schweizer Eidgenossen hatten auch Frieden gemacht mit dem Herzog auf fünfzig Jahre und sind doch ausgezogen gegen ihn!" 54)

„Warum auch nicht?" fügte der dicke Herr von Kaldöß hinzu. „Concilium und König haben ihnen erklärt, daß sie dem Aechter gegenüber an den Vertrag nicht gebunden sind!"

Oswald maß die Beiden mit dem Blicke unverhohlener Geringschätzung. „Seid Ihr auf einmal so muthig geworden, Herr von Kaldöß?" sagte er. „Unlängst habt Ihr wahrlich ganz anders gesprochen!"

„Unlängst waren auch die Dinge ganz anders!" erwiderte dieser keck.

„Freilich wohl! Damals stand der Herzog in

vollster Macht! Jetzt ist er ein rechtloser Flüchtling — an den niedergeworfenen Löwen wagt sich ein Jeder!"

Oswalds Rede rief gewaltigen Sturm hervor; tobend und schmähend drang Alles auf ihn, nur der gemessene Viktor von Firmian stellte sich wieder an seine Seite. „Bei Gott, ein Mann — ein Firmian!" rief Oswald, ihm kräftig die Hand schüttelnd. „Und wenn die Eidgenossen gethan, was Ihr sagt, so haben sie ihrem jungen Wappenschild wahrlich keine Ehre angefügt! Doch sie waren Friedrichs Feinde, sie mochten sich des Vertrages entschlagen — wir können das nicht, wir dürfen nicht lassen von unserm Herzog!"

„Haben nicht auch die Schwaben, die Vorländer ihn verlassen — seine Freunde und Vertrauten, die er mit Gnaden überhäuft?"

„Dann ziemt es uns Tirolern zwiefach, zu zeigen, daß wir nicht um seiner Gnaden willen zu ihm stehn! Wir haben ihm als unsrem Landesherrn geschworen, wir stehn in seiner Pflicht und müssen ihm Kriegsdienst leisten, wenn er in Noth — wir haben die Verpflichtung erst feierlich erneut . . . es ist kein Grund vor Gott und vor der Welt, sie ihm zu weigern!"

„Wir haben auch keinen Grund, sie zu halten," rief es entgegen . . . „er selber hat die Verträge verletzt, er ist unser Widersacher offen und insgeheim!"

„Und hat er auch gethan, was zu rechtfertigen ich nicht unternehmen will, so sei es denn . . . steht nicht zu ihm! Sagt Euch los — nur sagt Euch keinem Andern zu — das ist kein überspannt Verlangen, das ist nur gerecht! Ruft nicht den König, ruft keinen andern Herrn in's Land, wartet ab, wie Friedrichs Schicksal sich gestaltet . . . das Eine fodre ich von Euch, nicht Freunde sollt Ihr ihm sein — nur zu seinen Feinden macht Euch nicht! Wer von Euch Allen wagte das und fürchtete nicht sein Wappenschild zu entehren?"

Die Gegner Oswalds hatten wohl gewußt, wie sehr sie seine beredte Zunge zu fürchten hatten: auch jetzt waren die feurigen Worte nicht ohne Wirkung geblieben; schon schienen Einige nicht abgeneigt, ihm Gehör zu geben — da trat ein Mann vor in schwarzem Gewand und eine tiefe dröhnende Stimme rief: „Ich wag' es!"

Auf der Brust des Mannes blitzten die Anfangsbuchstaben der Losung „Greif mich nit an"; es war der Fremde, der unbeachtet mit Oswald gekommen.

Wortloser Schrecken hatte sich der Anwesenden bemeistert . . . es währte Augenblicke, eh' er in Ausrufungen des Entsetzens und Staunens ausbrach: „Ein Geist! Ein Gespenst!" rief es durcheinander. „Die Todten stehen auf!" [55])

„Ja," antwortete der Mann, „wenn die Lebendigen vergessen, was sich gebührt, dann ist es noth, daß sich die Todten rühren!"

„. . . Spaur . . ." flüsterte es unheimlich durch den Saal, Starkenberg aber warf sich an des Mannes Brust und drückte ihn wieder und wieder an sich, als wolle er sich versichern, daß er nicht den Tod umarme, sondern das Leben. „Spaur!" rief er. „Bist Du es wirklich? Ja — das ist kein Gespenst ... das ist ein warmes, lebendiges Herz, was mir entgegen schlägt . . . Du bist nicht todt, nicht begraben und ich habe Dich doch selbst begleitet und hinabsenken sehen in Deine Gruft zu Sporeggio . . . Haben wir denn Alle geträumt?"

„Ihr habt nicht geträumt," entgegnete er, „ich ward begraben und lebe dennoch! Ich lag im Sarg mit Wissen und Willen — ich hatte mir den Schein des Todes erwählt . . . Als jene Urkunde vor mir lag und ich die Feder heben wollte, sie zu unter-

zeichnen . . . da ging es mir durch die Seele, daß es vielleicht meine eigene und des Landes Freiheit war, die ich aufgeben sollte mit dem einzigen Federzug und rasch entschloß ich mich, den Tod vorzuziehn — ich gab mir den Anschein eines Sterbenden ich wollte verschollen und begraben sein! Es war ein furchtbares, entsetzliches Leben, das ich lebte, eingeschlossen in der Gruft unter Moder und Gerippen — aber ich hätte lieber zehn Jahre darin ausgehalten um den Preis des jetzigen Augenblicks und der Freiheit! — Folgt Ihr dem glatten Lockgesang dieses Mannes . . . thut, wozu Eure Unterschrift Euch verpflichtet; mein Name steht nicht auf jenem Pergament . . . Wartet Ihr ab! Laßt den günstigen Augenblick verstreichen, der so nie wiederkehrt . . . ich bin ungebunden und frei — ich handle!“

„Wir auch! Wir auch!“ rief es im Sturme wildester Aufregung durcheinander. „Wir Alle! Nichts von Vertrag mehr und Unterhandlung! Wir gehn mit Dir . . . mit Spaur in den Tod!“

„Hinweg!“ rief Alphart, sich vordrängend, Oswald zu. „Fort mit dem Zwischenträger! Zieht Euren Turban und Mohrenmantel an und gaukelt

Andern Eure Künste vor — die Falken kennen den aufgeputzten Lockvogel und hassen ihn!"

„Ha schnöder Achselträger . . ." rief Oswald außer sich und riß das Schwert aus der Scheide, aber Firmian fiel ihm in den Arm; Spaur trat dazwischen und wehrte die Erzürnten ab, die ebenfalls auf ihn eindringen wollten. „Haltet ein," rief er, „Jeder soll frei sein . . . Jeder soll den Weg gehn, den er für den rechten hält . . . Darum geht, Herr Oswald von Wolkenstein, wohin der Eure führt . . . wir haben gewählt, die freien Falken im freien Tirol!"

— — — Wenige Tage später waren auf dem Hauenstein Rosse und Saumthiere geschirrt, um Oswald und Margarethen von dannen zu tragen. Er wollte fort, Herzog Friedrich seinen Arm und sein Schwert zu bringen; Margarethe sollte zu Oswalds Brüdern auf die nahe Troßburg, welche größere Sicherheit versprach, als der verlassene Hauenstein der Einsamen zu gewähren vermochte.

Finster ritt Oswald den Tann hinab, Margarethe ihm zur Seite, fest und heiter wie sonst: sie trug die Zuversicht einer reinen Seele in sich.

Am Ausgange des Thals wandte sich Oswald

wie unwillkürlich, noch einen Blick auf Schloß, Wald und Berge zu werfen . . .

Eine graue Nebelmasse zog düster geballt heran und verhüllte den Rosengarten.

Fünftes Capitel.

Heut und nimmermehr.

„Ich will nichts davon hören und wissen! Man soll mir nichts mehr melden und überbringen! Soll ich der Thor sein, in dem Mückenschwarm, der mich umsummt und sticht, jeden einzelnen kleinen Stachel um seinen Namen fragen! Mückengeschlecht, das die schwüle Luft des Unglücks ausgebrütet und zudringlich macht — dränge nur einen Augenblick die Sonne meines alten Glücks aus den Gewitterwolken hervor ... wie schnell würden sie alle wieder tanzen in ihrem Strahl!"

So rief Herzog Friedrich mit zorngeröthetem Antlitz, mitten in einem Gemach der Veste Breisach stehend und schleuderte unwillig ein zusammengerolltes und zerknittertes Pergament in die Ecke, wo schon eine beträchtliche Anzahl solcher Schreiben in allen

Größen und Formen durcheinander lag. Vor ihm stand der Vogt des Schlosses und hielt deren noch einige in der Hand. „Dann befehlt Ihr wohl auch nicht," sagte er, „die andern Absagebriefe zu vernehmen, die noch eingelaufen . . . von den Städten Memmingen, Ravensburg, Ueberlingen . . ."

„Her damit!" rief Friedrich, indem er dem Diener die Schreiben aus der Hand riß, zu Boden schleuderte und den Fuß darauf setzte. „Das ist meine Antwort! Das die Erwiderung, die all' den Räubern gebührt, welche herbeigeschlichen kommen, um auch einen Theil von der Beute zu erhaschen, die der König ihnen zur Lockspeise vorgeworfen hat... Aber sie können sich verrechnet haben! . . . Noch ist der Adler nicht todt, noch ist er kein Aas, zu dem die Geier niedersteigen, noch kann er sich aufraffen und sie alle erwürgen . . . Das einzige Blatt hier," fuhr er, um den Vogt unbekümmert und wie mit sich selbst redend fort, indem er eine große Urkunde mit dem Fuße unter die übrigen stieß, „dies einzige hat mich getroffen . . . das hat mir einen schweren Stoß versetzt, wie der eines meuchlerischen, hinterrücks herangeschlichenen Nachbarn! Der Absagebrief der Eidgenossen . . . die erst vor drei Jahren einen

Frieden mit mir geschlossen auf fünfzig Jahre!...[56]) Die mit ihrem Eid und Wort so stolz thun und es doch brechen! — Um schnöden Vortheil brechen, den sie dem arglosen, in Unglück gerathenen Nachbar abnehmen, — brechen, weil der König sie mit Lügen überschüttet, die sie als Lügen kennen mußten! Ist das die gerühmte Treue der Eidgenossen? Sie haben wohl nicht darauf geachtet ... an dem Tag, an dem sie mir die Absage zuschickten, warens hundert Jahre, seit die Bauern bei Morgarten Oesterreichs Banner in den Staub zu treten sich erkühnt ... ich aber hab' es nicht vergessen und will ihnen den Jahrestag gedenken!" — Er hielt inne, als ob er sich jetzt erst wieder auf die Gegenwart des Vogts besänne. „Was habt Ihr sonst noch?" fragte er kurz.

„Nichts Erfreuliches, gnädigster Herr," war die Antwort. „Gestern sind Kaufleute angelangt, die brachten mit, der Graf von Tockenburg habe schon den Bregrenzerwald inne und das ganze Rheinthal, nur Feldkirch halte sich noch — die Eidgenossen aber dringen von allen Seiten vor, die Berner haben die Aarburg erstürmt, die von Luzern sind Meister von Reichensee, Meyenberg, Vilmergen, die Züricher haben Dietikon und Knonau besetzt ..."

Friedrich erhob sich, trat vor den Vogt und sah ihn von oben bis unten an. „Und wie lange wird es dauern,“ sagte er dann, „bis auch Ihr die Euch vertraute Veste meinen Feinden übergebt? . . . Erwidert nichts,“ fuhr er fort, als der Vogt rasch entgegnen wollte, „ich kenne Euch und Eure Ergebenheit . . . was wird sie fruchten? Länderlos, machtlos steh' ich hier, ein einzelner Mann von Feinden umringt . . . meine wenigen Getreuen sind zerstreut, vereinzelt in den Burgen und Vesten eingeschlossen . . . ich habe kein Heer, ihnen zu Hilfe zu kommen und so fallen sie ab . . . wie die Blätter im Herbst . . . Mögen sie! Der alte Stamm steht noch, er kann neue Blätter treiben — wenn ihm ein neuer Frühling kommt . . .“

„Der Frühling wird nicht ausbleiben, durchlauchtigster Herr,“ entgegnete der Vogt, „vielleicht hab' ich schon ein paar Schwalben zu melden, die seine Ankunft verkünden! . . . Draußen stehen Mehrere und bitten um Gehör . . . der Freiherr von Krüßegk, Euer Vogt und Hauptmann auf dem Bottenstein und eine Anzahl Bürger aus Mellingen im Aargau . . .“

„Dank für Dein gutes Wort,“ sagte der Her-

zog, „aber jede neue Stunde bringt neues Unheil — ich bin es schier so gewohnt worden und erwarte nichts Andres mehr! Laß Deine Schwalben herein . . . ich harre auch eines Friedensboten, einer Taube, die ich ausgesandt in die mich umtosende Wasserwüste . . . mit jeder Stunde harr' ich ihrer Wiederkehr und hoffe, daß sie mir den Oelzweig bringe . . . den Oelzweig aus Tirol! Dort ist noch meine einzige Hoffnung, dort ist noch festes Land . . . gelingt es mir, nach Tirol durchzudringen, dann hab' ich sicheren Boden unter den Füßen — die Edlen haben sich mir erst neuerdings auf sechs Jahre verbunden, sie werden ihr Wort besser zu wahren wissen, als die Schwyzer Bauern, die mit ihren Eiden pralen! . . ."

Nach wenigen Augenblicken traten Krüßegk und die Mellinger Abgeordneten in das Gemach. Friedrich wendete sich zuerst zu dem Freiherrn und fragte, was er bringe.

„Nichts als mich selbst," erwiderte Krüßegk [57]), ein hoher, stattlicher Greis von Ehrfurcht gebietender Erscheinung. „Euer edler Herr und Vater hatte mich mit der Hut und Hauptmannschaft der Burg Bottenstein ob Zofingen betraut und in manch' harten Zeit-

läufen, gegen die wüthenden Schaaren der Appenzeller habe ich sie treu bewahrt — jetzt kam das Bärenbanner mit großer Uebermacht vor die Mauern... vergebens ermahnt' ich die Bürger von Zofingen, tapfern Widerstand zu leisten: sie zogen ruhige Unterwerfung vor und so, von der Stadt verlassen, blieb mir keine andre Wahl, als auch die Burg den Siegern zu übergeben, um sie mindestens vor der Zerstörung zu retten ... Die Aarburg, des Ritters von Rheinthal schier unbezwingliche Troßburg, das feste Hallwyl sind in Rauch aufgegangen und ausgebrannte Trümmerhaufen geworden ... drum übergab ich den Bottenstein — die Schlüssel aber hab' ich den Siegern verläugnet: ich trug sie hier auf der Brust verborgen und übergebe sie Euch . . . zum Pfand und Zeichen einer bessern Zukunft!" Der Greis hatte sich auf ein Knie niedergelassen und reichte mit gesenktem Haupte die Schlüssel dar, die Friedrich mit finsterm Blick ergriff: „Ich fasse sie als solches," rief er, „und danke Euch, was Ihr gethan . . . es ist so weit mit mir gekommen, daß was sonst Schmach wäre, vor mir zum Verdienst wird — die Gegenwart ist verloren und die Hoffnung der Zukunft wird bald das einzige Reich sein, in dem ich Herrscher bin . . .

Und was führt Euch hieher?" fuhr er sich selbst unterbrechend fort und blieb vor den Zofinger Bürgern stehn. „Was wollt Ihr von mir?" [58])

„Hilfe, gnädigster Herzog und Herr," erwiderte ehrerbietig der Eine von ihnen. „Eure getreue Stadt Mellingen ist in arger Bedrängniß. Die Berner halten sie mit großer Uebermacht umzingelt, wir und die kleine Besatzung haben die Aufforderung dazu abgewiesen und den ersten Sturm glücklich und sieghaft abgeschlagen . . . aber nun sind auch die Luzerner und Schwyzer noch gekommen, die Banner von Zug und Glaris . . . Dieser Uebermacht zu widerstehen, vermögen wir nicht! Sie haben uns zur Uebergabe aufgefordert und gedroht, wenn wir uns weigern, die Stadt mit stürmender Hand zu nehmen und der Erde gleich zu machen und das Kind im Mutterleibe nicht zu verschonen . . . Da haben wir uns drei Tage Aufschub erbeten, um zu Euch zu gelangen und um Entsatz und Hilfe und Rath zu bitten . . ."

„Ich habe nicht Hilfe und nicht Entsatz," entgegnete der Herzog, sich düster abwendend, „wollt Ihr meinen Rath — so lautet er . . . geht hin und ergebt Euch!"

„Wir möchten nicht!“ begann der Bürger wieder. „Wir danken Oesterreich viel schöne Rechte und edle Freiheiten und möchten gern seine treuen Bürger bleiben — wir möchten es nicht gern wie die Andern machen, die abfallen, weil es der König will: es gefällt uns, daß Ihr so standhaft seid und das Alles leidet, um eines Wortes willen, so Ihr gegeben . . . wir wollen's auch halten wie Ihr — aber allein, ohne Hilfe sind wir nicht im Stande . . .“

„Ihr habt's gehört, ich habe keine Hilfe für Euch . . . geht, sorgt für Eure Häuser, Eure Kinder und Weiber, macht Euern Frieden mit den Eidgenossen, so gut Ihr könnt . . . ich entlass' Euch Eurer Pflichten gegen mich!“

O, thut das nicht, Herr!“ rief der Bürger und warf sich mit den Andern vor dem Herzog auf die Knie. „Wir sind eine kleine aber treue Stadt — gebt uns nicht so leichthin auf! Und wenn Ihr kein Heer schicken könnt, uns zu entsetzen — die Bürgerschaft ist zahlreich und streitbar, wir haben Waffen genug, aber Niemand, so der Führung und Kriegskunst recht kundig ist, schickt uns nur einen Führer, einen Hauptmann — und . . . wir wollen die Stadt halten bis auf den letzten Mann . . .“

„Geht — ich habe Keinen!“ sagte Friedrich, der sich in einen Stuhl geworfen und starrte mit gekreuzten Armen vor sich hin.

„Dann gestattet mir,“ rief Krüßegk, rasch vortretend, „daß ich mit diesen treuen Bürgern ziehe und sie als Hauptmann führe — Ihr habt vorhin ein Wort gesagt, das wie Schmach lautete . . ein Krüßegk läßt keinen solchen Tropfen auf seinem Schilde haften: gestattet mir, ihn abzuwischen . . .“

„Ich kann Euch nicht helfen,“ entgegnete Friedrich, ohne seine Stellung zu ändern, „befehlen und verbieten sind für mich zu Ende . . . Geht,“ setzte er dann, sich rasch erhebend hinzu und winkte ihnen, sich zu entfernen. „Glaubt nicht, daß so viel Treue und Ergebenheit mir gleichgiltig seien: sie rühren und erschüttern mich — aber der Gedanke vernichtet mich auch, daß sie verloren sein müssen! . . . Es zerreißt mir das Herz, daß um meinetwillen so Viele leiden sollen! O geht, geht . . . wenn ich Euch nicht in Zorn entlassen soll, so geht . . .“

Betrübt, mit gesenkten Häuptern und langsamen Schritten verließen die Bürger und Krüßegk das Gemach; als die Thür sich hinter ihnen geschlossen, hielt Friedrich, der allein zu sein glaubte, nicht länger an

sich . . . er schlug die Hände vor's Angesicht und ein Seufzer, ein Ausruf des tiefsten innersten Leidens entrang sich seiner Brust. Da legte sich von rückwärts eine weiche Hand auf seine Schulter und eine wohlklingende tiefe Stimme redete zu ihm.

Pabst Johannes war schon mit den Bürgern eingetreten und so, von dem Herzog unbemerkt, Zeuge des Vorgangs geworden. „Wie mein hoher Freund," sagte er in einem Tone, der aus der Tiefe des Herzens zu kommen schien, „so ganz entmuthigt und niedergebeugt? . . Als wir in dieser Veste ankamen, sah ich, über den Waffensaal schreitend, ein Gemälde hangen, das mir auffiel . . . Seine Durchlaucht, sagte der Castellan auf meine Frage, haben es malen lassen, es ist das Sinnbild, das er sich auserkoren . . . Denkt Ihr des Bildes? Es trägt die Umschrift: Quiescit in sublimis und stellt eine Flamme dar, die von einem Altare himmelan lodert . . . Des Bildes denkt, Herr Herzog . . . erhebt das Haupt, laßt die Flammen lodern aus Eurem Gemüthe . . . aber laßt sie nach oben steigen!" [59])

„Die Flamme ist begraben im Getrümmer des eingestürzten Gebäudes . . ." erwiderte Friedrich dumpf . . . „sie vermag nicht mehr aufzu-

lodern, sie erstickt und verglimmt in Qualm und Schutt . . ."

„Nicht doch," begann Johannes wieder," sie wird den Weg finden, durchzudringen und Alles in Asche zu verwandeln, was sie zu erdrücken vermeint! Ich ehre und theile Euren Schmerz . . . ich fühle ihn doppelt, denn um meinetwillen ist es ja, daß er Euch betrifft . . ."

„Sprecht nicht so, heiligster Vater," rief der Herzog sich erhebend, „beurtheilt Friedrich nicht nach einem Augenblick der Schwäche und Erschöpfung, der sich ohne Zeugen glaubte . . . Was über mich gekommen, trifft mich, weil ich es gewollt — der Wille muß es auch ertragen und vollenden!"

„Laßt mir mindestens den Glauben, daß Ihr den Willen um meinetwillen gefaßt," entgegnete Johannes. „Ihr sollt es nicht bereuen, daß ich in diesem Glauben lebe und danach handeln werde! Raffet Euch auf, Herr Herzog und harret aus, nur noch kurze Zeit — vielleicht wenige Tage noch und die Höhe, der Wendepunkt unsres Mißgeschicks ist erreicht . . . Nehmt meine Schätze! Spendet mit vollen Händen, werbt Freunde und Krieger — noch hat das Gold seine alte Macht nicht verloren und wenn die

Verschwendung selber Euch die Hände füllte, Ihr erschöpft die Reichthümer nicht, die ich zu bieten vermag . . . Glaubt Ihr, daß ich seit die Mauern von Constanz hinter uns liegen, die Hände in den Schooß gelegt habe? Meint Ihr, es sei nur Zufall, weßhalb ich Euch bewogen, vor unsern Verfolgern von Schaffhausen nach Laufenburg und Freiburg bis hieher nach Breisach zurückzuweichen? . ." Wie um ein Geheimniß auszusprechen, das auch die Luft nicht vernehmen sollte, beugte er sich näher zu dem Ohre des Herzogs und fuhr fort: „Ich habe Botschaften, die wohl geeignet sind, Eure Hiobsposten aufzuwägen! . . Der Erzbischof von Mainz, der wie Ihr wißt, unerschütterlich an mir hängt, hat nach uns Costentz ebenfalls verlassen und sich an seinen Bischofssitz begeben . . . mehrere würden ihm folgen, hätte Sigismund die Stadt nicht gesperrt und die Straßen mit bewaffneten Schaaren besetzt: darum gilt es, den eingeschüchterten und verzagten Gemüthern die Freiheit zu geben und diese Empörer zu vernichten, die auch ohne mich das Concilium fortzusetzen sich erkühnen! . . Es ist dem Bischof schon gelungen, Johann von Burgund für mich zu gewinnen, mit [60]) einer auserlesenen Schaar naht er schon dem Rheine und in vielleicht wenig

Stunden trifft die Nachricht seiner Ankunft ein . . . dann begebe ich mich über die Gränze in seinen Schutz . . . im Fluge ist Avignon erreicht . . . ich schiffe mich nach Italien ein und kehre nach Rom zurück . . . Hab' ich aber erst burgundischen Boden unter mir, dann schleudre ich den Brand, der den tückischen König und seinen Anhang vernichten soll... dann erkläre ich Alles, was ich in Constanz gethan, für erschlichen und erzwungen: ich erkläre das Concilium für aufgelöst und berufe ein Neues sich zu mir in Rom, um den wahren Stuhl Petri zu schaaren . . . Dann wird das Blatt sich furchtbar wenden, das Reich der Tücke und Hinterlist wird in sich selbst zusammenstürzen, . . . ich werde der staunenden Welt zeigen, daß ich Recht gethan, mir die Tiara nicht entreißen zu lassen . . . durch den Gebrauch, den ich davon mache, werde ich es beweisen und die mit mir gesunken, werden mit mir emporsteigen, höher, glänzender, als sie gestanden und mein Dank wird ohne Schranken sein!"

„Ihr seid ein kühner Mann," entgegnete Friedrich nach kurzem Schweigen, „der Flug Eures Geistes reißt mich immer mit Euch dahin . . . vollendet Euren Weg, ich halte Euch für den Mann, der be-

rufen ist, das Ziel zu erreichen: ich werde bei Euch bleiben und ausharren! — Ich bin auch nicht so entmuthigt, als es Euch vielleicht geschienen . . . auch ich habe meinen Plan entworfen, und warte mit Ungeduld auf Hans von Müllinen, den ich darum nach Costentz geschickt."

„Dann wird Eure Ungeduld bald befriedigt sein," erwiderte Johannes, „ich sah vorhin ein dampfendes und schweißbedecktes Roß über den Burghof führen, das auf der Decke ein Mühlrad eingezeichnet trug... ich denke, Euer Bote ist zurück . . ."

Erfreut und hastig zog Friedrich die Glocke um nach dem Angekommenen zu schicken; er kam der Sendung durch seinen Eintritt zuvor.

„Nun, treue Seele," rief ihm der Herzog entgegen, „sei mir willkommen . . . ich habe mich nach Dir gesehnt, wie ein Kranker des Arztes harrt, der die Genesung bringen soll . . . Du bringst sie doch? Aber immerhin . . . fülle nur den Becher und reiche mir ihn: was er auch enthält, Heilung oder Tod... Beides ist willkommen, denn Jedes ist Gewißheit! .. Rede," fuhr er fort, als Müllinen mit einem Blick auf den Pabst zu zögern schien, „rede ungescheut! Schicksalsgenossen haben kein Geheimniß voreinander . . .

Du sahst den König? Hast Du ihm meine Forderung gebracht, daß ich mich stellen und verantworten wolle vor ordentlichem Gericht, wie es einem Fürsten von Oesterreich geziemt?“ [61])

„Getreulich — wie Ihr befohlen!“

„Und seine Antwort?“

„Ihr seiet bereits geladen gewesen,“ sagte Müllinen zögernd, „vor das Concilium und das Fürstengericht zu Costentz — da Ihr nicht erschienen, sei nicht die Rede mehr von Gericht, sondern nur von Strafe und völliger Unterwerfung . . .“

„Und sagtest Du ihm, daß ich als Fürst mich im Gewissen nicht verbunden halte, die Kirchenversammlung als Richter über mir anzuerkennen?“

„Und ihm verbiete das Gewissen, war des Königs Erwiderung, mit Euch irgend eine Versöhnung oder Einigung einzugehen, eh' Ihr Euch völlig seiner Gnade unterworfen . . . das habe er mit einem heiligen Eide beschworen!“

„Mit einem Eide? . . Vergebliche Mühe, damit mich oder Andere zu täuschen! Endlich hat sich ihm die lang ersehnte Gelegenheit geboten, das voll aufgehäufte Maß seines Hasses und Grolles über mich auszuleeren . . . er wird sie nützen, bis er mich

vernichtet sieht und sein Luxemburg erhoben über Oesterreich!"

„Das wird und soll er nicht!" rief Müllinen. „Hab' ich Euch den bittren Trank kredenzen müssen, hab' ich auch gute Mähr' ihn zu versüßen . . . Der wilde Weißbriach,[62]) der Euch so ungestüm verließ, bereut seine Hast: er kehrt zu Euch zurück und sammelt schon ein kleines Heer . . . Viele, die von Euch abgelassen hatten, stoßen zu ihm und fallen Euch wieder zu; sie sagen, es sei nicht Recht, wie der König gegen Euch verfahre: sie rühmen Euch, daß Ihr so standhaft an Eurem Worte haltet und eher von Land und Leuten lasset, als von ihm . . . Auch Oswald von Wolkenstein ist schon auf dem Wege, Euch sich selbst zu bringen und Alles was er sein nennt . . . ich bin mit ihm zusammengetroffen: seine Rosse waren müd', ich aber hatte Eile, und wollte keinen Augenblick versäumen, sonst wären wir wohl zusammen eingetroffen . . ."

„Oswald kommt zu mir?" rief der Herzog freudig. „Nun wahrlich, das ist gute Botschaft — der meint es treu und wahr mit mir, so treu und wahr, wie Du, mein Hans! . . . Aber er kommt aus Tirol, und kommt allein? Kommt er wieder als Abgesandter

der Andern, oder . . . Rede, Müllinen, ich will es wissen: in Tirol liegen die Wurzeln meiner Hoffnung und meiner Zukunft . . . was bringst Du, was bringt Oswald für Botschaft aus Tirol?"

Müllinen sah zu Boden.

„Ich lese sie in Deinem Angesicht," fuhr Friedrich erblassend fort . . . „Der Adel verläßt mich? Der Falkenbund bricht den Vertrag?"

„— Er hat ihn gebrochen," erwiderte Müllinen ernst, „vergebens war es, daß Oswald ihn zur Treue ermahnt . . . sie haben beschlossen, sich dem Reich in die Arme zu werfen und den heranziehenden König als Herrn zu empfangen — und doch, Herr Herzog ist das noch nicht das Schlimmste, was Euch aus Tirol zu hören kommt. Herzog Ernst von Steyermark, Euer Bruder . . ." 63)

„Ernst? Was ist mit ihm?" rief der Herzog hastig. „Ich habe immer gehofft, er werde dem König entgegentreten und sein Schwert und seine Macht in die Wagschale werfen für mein Recht . . . sollte er sich weigern, es zu thun?"

„Nicht doch," fuhr Müllinen fort. „Was Ihr sagt, hat er gethan; er hat seine Macht und sein Schwert in die Wagschale geworfen — aber nicht

für Euer Recht, sondern für sich selbst! Er hat eine Botschaft gesendet an König Siegmund . . . Die Lande, die er Euren Feinden preisgegeben, seien nicht Euer, sondern Eures Hauses und wenn Ihr sie zur Strafe verloren, komme es nicht Fremden zu, sich darein zu theilen . . . dann sei er allein Herr und Gebieter von Tirol . . . er hat das Land und die Stände aufgefordert, ihn als solchen zu erkennen und sich loszusagen von dem Aechter und dem Gebannten! . .“

„O Bruder, Bruder!“ rief Friedrich in schmerzlicher Erregung. „Auch Du wider mich . . . O, nun muß ich daran glauben — nun ist Tirol für mich verloren!“

„Noch nicht, theuerster Herr,“ sagte Müllinen näher tretend. „Noch ist eine Macht in Tirol, die den Ausschlag gibt, wenn Ihr dem Rathe, den ich schon einmal ausgesprochen, folgen und Euch auf sie stützen wollt! Schickt mich zu Weißbriach . . . er zieht eben mit seinen Schaaren auf Costentz zu: er soll sich hieher wenden, vereinigt Euch mit ihm, so muß es gelingen, uns in die Berge durchzuschlagen — sind diese erreicht, dann ruft die Bewohner der Berge, ruft das Landvolk auf . . .“

„Nichts davon!“ unterbrach ihn der Herzog mit entschieden abweisender Geberde . . . „Was kann das waffenlose ungeübte Landvolk gegen die Ritter, gegen Sigmunds und meines Bruders Heerhaufen! . . .“

„Das Volk kann viel, gnädigster Herr,“ sagte Müllinen mit Nachdruck, „es kann Alles, wenn es mit seinem Herzen einsteht für die Sache! Ich denke, die Schweizer-Eidgenossen hätten das gezeigt!“

„Himmel und Hölle,“ rief der Herzog zürnend, „muß ich Dir nochmal sagen, ich will an die Eidgenossen nicht erinnert sein! . . Und wenn sie es auch vermöchten, Widerstand zu leisten,“ fuhr er einlenkend in milderem Tone fort, „ich will ihre Hülfe nicht! . . Ich achte den Bauer nicht gering und hab' ihn immer geschützt bei seinem Recht . . . aber das Schwert ist nicht für seine Hände! Er soll ruhig und sicher sein Feld bestellen, aber in des Landes Geschicke — in Krieg und Frieden soll er sich nicht mischen . . . ich will kein Bauernregiment heraufbeschwören, wie bei diesen verdammten Kuhmelkern in der Schweiz . . . Diesen Weg kann ich nicht gehen, einen andern gibt es nicht . . . ich erkenn' es darum, Sigmund wird sein Ziel erreichen — Habsburg ist uneins geworden in

sich selbst und mein Fall wird nur der Vorbote seines Unterganges sein . . ."

„Ihr spracht ein traurig Wort, Herr Herzog," sagte Müllinen finster, „es gemahnt mich, daß ich Euch noch nicht all' meine Kundschaft mitgetheilt . ."

„So zaudre nicht . . . was ist noch zurück? Welch' Bitterstes harrt meiner noch auf dem Grunde des Kelches?"

„. . . Die Eidgenossen sind auch vor Schloß Habsburg gerückt . . . Heinrich von Wolen, der es von Euch zu Lehen trug, hat sich der Uebermacht gebeugt und zu Handen der Stadt Bern geschworen, des Reichs gewärtig zu sein . . ."

„Also auch mein Stammschloß gefallen? Die unbezwungnen Mauern der alten Habsburg haben den Feind einziehen gesehen und sind nicht zusammengestürzt? . . . Jetzt ist es gewiß! Das Zeichen von oben ist da — Habsburg geht unter, — nun denn, an seinen Söhnen ist es, mit Ehren unterzugehen . . ." [64])

Das Horn des Thurmwächters meldete die Ankunft von Fremden oder Gästen und unterbrach das Gespräch.

Als der Pabst seinen Gemächern zuschritt, kniete an der Thür derselben ein Mönch in brauner Kutte;

er erhob sich, und ein eingefallenes Antlitz blickte aus der dunklen Kapuze.

„Du schon hier, Florentin?“ rief Johannes eintretend und winkte ihm rasch zu folgen. „Wahrlich, Dich hat das Glück mir zugeführt! Du bist unermüdlich . . . erst gestern gab ich Dir den Auftrag, und Du bist schon wieder zurück!“

„Dieses Kleid des Friedens,“ erwiderte Florentin, „hat mir die Wege gebahnt und allen Verdacht von mir gewendet — sonst hätt' ich wohl fast einen harten Stand gehabt und manchen Aufenthalt erfahren . . .“

„Und Du hast meinen Auftrag erfüllt?“ fragte Johannes in Hast. „Warst Du bei dem Burgunder? Ist er schon bis an den Rhein vorgerückt?“

„Nein, — erst einige Stunden hinter Neuenburg traf ich auf den Anführer. Oberst Antonio de Vergejo lagert in Hardtwalde mit ein paar Tausend burgundischen Reitern — ich brachte ihm Eure Aufforderung, bis an die Gränze vorzurücken: er hat es verweigert . . .“

„Warum? Was zögert er?“

„Er dürfe nicht, war sein Bescheid. Er habe den Befehl, sich der Gränze möglichst fern zu halten,

um keinen Argwohn zu erregen; das Aeußerste, was er thun könne, sei, Nachts einen Trupp bis gegen Neuenburg vorrücken lassen.

Sinnend und unruhig schritt Johannes durch das Gemach und blieb dann vor Florentin stehen. „Du bist wohl sehr ermüdet?“ fragte er.

„Ich bin die Nacht durch gewandert,“ antwortete Florentin, „aber ich spüre die Ermüdung nicht, wenn es gilt.“

„So ruhe Dich ein Stündchen aus, Du mußt noch einmal fort; ich kann keinen Andern schicken und hier ist meines Bleibens nicht länger . . . ich bin nicht sicher, bis ich burgundischen Boden unter mir habe . . . der Muthlosigkeit und dem Wankelmuthe dieses Herzogs kann ich mich nicht länger anvertrauen; ich muß es ohne ihn zu Ende führen — diese Nacht noch muß ich fort . . . Bis wann getraust Du Dich, das Lager des Burgunders zu erreichen?“ [65])

„Gegen Mitternacht.“

„Und wie weit ist der Weg, den er bis Neuenburg vorzurücken hat?“

„Wenn die Reiter die Rosse nicht schonen, ein paar Stunden.“

„So mache Dich eilends auf den Weg . . . ich

hab' es lange so kommen sehen und darum Alles vorbedacht. Mein treuer Camerier Hubert hat alle Gelegenheit wohl erkundet . . . Wie es dunkelt, trägt mich eine Leiter in den Schloßgraben, durch ein Thörlein gelang' ich in's Freie, Hubert hat sich von dem Vogte den Schlüssel erlistet — ruf' ihn dann zu mir, daß er Alles bereite, was noch zu geschehen hat; Du aber eile zu dem Burgunder . . . er soll noch vor Tagesgrauen in der Nähe von Neuenburg sein, mich zu empfangen . . . Willst Du den Weg und die Mühe nicht scheuen?"

„Für Euch?" erwiderte Florentin warm. „Ich weiß nicht, was mich so innerlich an Euch zieht — aber für Euch wird mir nichts zu schwer . . . mir ist, als sollte ich in Euch finden, was der Verlassene und Verwaiste niemals besessen . . . einen Vater . . ."

„Du irrst auch nicht, Florentin," erwiderte Johannes, nicht ohne Bewegung, „ich erkenne eine Stimme von oben in dem Zuge, der Dich zu mir führt; er soll Dich nicht täuschen — ich will Dein Vater sein!"

Florentin wollte sich eben entfernen, als der Camerier Hubert de Monte Catio mit allen Zeichen des Schreckens hereineilte und die Nachricht brachte,

Abgesandte des Concils zu Costentz seien angekommen und verlangten augenblicklich Gehör. Der Diener hatte seine Meldung kaum vollendet, als die Gesandten, wie um jede Ausflucht und jede Abweisung unmöglich zu machen, schon an der Schwelle erschienen. Johannes gab sich das Ansehen, als bemerke er sie nicht. „Thörichter Mensch," sagte er zu Hubert gewendet, „ich glaube gar, Du zitterst? Doch für mich nicht? Geh, mein Freund, geh ruhig an Dein Geschäft. Johannes hat noch vor keinem Sterblichen gezittert . . . ich erwarte, was die Würdenträger der Kirche dem Oberhaupte zu verkünden haben." Er hatte sich umgewendet und sah die Eingetretenen, die sich feierlich und ernst verneigten, mit prüfenden Blicken der Reihe nach an. „Herr Cardinal von Fillastre," sagte er dann, „Ihr seid an Eurem Platze . . . diese Gesandtschaft wäre unvollständig, wenn der erste Widersacher darunter gefehlt hätte . . . Sieh da, Cardinal Zabarella! Auch Ihr unter meinen Gegnern? Nun — die Erleuchtung und die Erkenntniß meines Unrechts muß sehr plötzlich über Euch gekommen sein . . . doch denket ja nicht, daß ich Euch darum grolle . . . ich lieb' es, wenn der Mann offen für das eintritt, was er seine Ueberzeugung nennt . . . doch ich

vergesse mich und rede, wo ich hören soll ... Sprecht Ihr Herren, was habt Ihr mir zu verkünden?" [66])

„Das hohe Concilium, das zu Costentz versammelt ist," begann Fillastre feierlich, „das eine allgemeine Kirchenversammlung ist und die ganze Kirche vorstellt, entbietet hiemit an Baldassaro Cossa, weiland Cardinal von Bologna, der sich in seinen Obedienzen nennt Papst Johannes den Dreiundzwanzigsten ..."

„Der sich nennt?" unterbrach dieser den Redner. „Euer Gedächtniß ist kurz ... wie lange ist es denn, daß ich als der Erwählte des Herrn in Eurer Mitte einzog? Daß der Fürst, der Euch nun gegen mich gesandt, mir ehrerbietig den Zügel hielt und Ihr alle demüthig mir den Fuß geküßt?"

„Das Concilium ist es nicht," erwiderte Fillastre, „das diese Aenderung gewünscht oder herbeigeführt hat ... Ihr selbst habt es gethan, durch Eure Flucht, durch die Zurücknahme Eurer Abdankung; Euch selber schreibt es zu, wenn das Concilium nun in Euch seinen Gegner erkennen und gegen Euch verfahren muß, wie gegen einen Begünstiger des Schismas, einen der Ketzerei Verdächtigen ..."

„Was ich gethan, mußte geschehen ... ich war

in jener Stadt nicht frei . . . die Abdankung war erzwungen . . .“

„Das Concilium erkennt das nicht an, es erfreut sich in Costentz der vollständigsten Freiheit . . . daß das Gegentheil ihm nie zur Kenntniß gekommen, kann es bezeugen vor Gott und den Menschen . . . Ihr habt Euch aber auch geweigert, jetzt, wo Ihr Euch in selbstgewählter Freiheit befindet, die feierlich versprochene Abdankung zu erneuern . . .“

„Ihr irrt, Herr Cardinal,“ erwiderte Johannes, „ich weigere mich dessen nicht! Ich habe die Abdikation zugesagt, sobald die andern Päpste das Gleiche gethan haben würden. Berichtigt mich, vielleicht hab' ich in meiner Abgeschiedenheit nichts davon erfahren, daß Petrus von Luna abgedankt . . .“

„Der König wird sich demnächst nach Perpignan begeben, um ihn dazu zu bestimmen.“

„Noch aber — das gesteht Ihr zu — noch hat er es nicht gethan? Dann würde ich Euer Eminenz rathen, den Vorwurf auch bei mir zu sparen, bis er begründet ist!“

Der Cardinal ließ sich durch den Hohn, der in Johannes Reden durchklang, nicht bewegen, aus seiner kühlen, geschäftlichen Haltung herauszutreten. „Das

Concilium," fuhr er gelassen fort, „vermag in dieser Weigerung und dieser Clausel, welche das eigene Nichtwollen hinter dem Starrsinn eines Andern verbirgt, nichts zu erkennen, als einen Versuch, das große Werk der Kircheneinheit zu verzögern! Es duldet diese nicht und ist darum entschlossen, den ungehorsamen Sohn der Kirche, weß Standes und Würde er auch sei, seine ganze Macht fühlen zu lassen ..."

„Und von wannen kommt ihm diese Macht?" rief Johannes stolz.

„Von ihm," entgegnete Fillastre mit Würde, „der die Quelle aller Macht ist und der verheißen hat, seine Kirche nicht zu verlassen bis an's Ende der Zeiten! Kraft dieser Macht entbietet Euch das Concilium, daß alle und jede Verfügung, die Ihr seit Eurer Flucht erlassen habt oder noch zu erlassen gedenkt, ungiltig sei und ohne Macht . . . es fodert Euch auf, an den Platz zurückzukehren, den Ihr nie hättet verlassen und entweder selbst oder durch Bevollmächtigte die Erklärung Eurer freiwilligen Abdikation so abzugeben, wie das Concilium sie Euch vorschreiben wird — und so Ihr dessen Euch weigert, ladet es Euch als einen des päpstlichen Stuhles un-

würdigen Mann vor sein Gericht und fodert Euch auf, binnen heut und neun Tagen Euch vor demselben zu stellen und gegen die Anklage zu verantworten, die gegen Euch erhoben ist . . ."

Johannes hatte fest und mit hochaufgerichtetem Antlitz zugehört, aber er war bleich geworden und seine Lippen zitterten. „Eine Anklage?" rief er. „Wo ist sie? Ich will sie hören." [67])

Auf Fillastre's Wink entfaltete Zabarella eine Rolle, mit mächtigen Siegeln behangen, und begann mit schwankender Stimme: „Dieses sind die vier und siebenzig Klagepunkte, wegen deren Du, Baldassaro Cossa, weiland Cardinal von Bologna, geladen bist, Dich vor dem allgemeinen Concilium zu verantworten, das da rechtmäßig in Costentz versammelt ist... Erstlichen, daß Du die kirchlichen Aemter und Pfründen durch schändliche Simonie um Geld verkauft und nach Gunst an deren Unwürdige verliehen habest . . . Zweitens . . ." Zabarella's Stimme wankte stärker; er konnte nicht weiter lesen.

„Nun was stockt Ihr?" rief Johannes mit einem Blick der Vernichtung. „Ihr erinnert Euch wohl, daß auch Ihr den Purpur aus meinen Händen empfangen habt? Oder meint Ihr, daß ich mich

scheue, geschrieben zu lesen oder zu hören, was zu thun ich mich nicht gescheut? Gebt mir die Schrift, ich werde die Anklage selbst lesen!" Er ergriff das Blatt und durchflog es mit ernster, fast wehmüthig ergriffener Miene . . . „Ich weiß es —" fuhr er dann ruhiger fort, „mein Gewissen sagt es mir jede Stunde, ich bin ein schwacher, sündiger Mensch — aber ich danke meinen Gegnern, daß sie jeden Fehltritt meines Lebens so genau erforscht und verzeichnet haben und mir den Spiegel vorhalten, darin ich mich selbst erkennen solle . . . Vielleicht könnte ich sagen: Richtet nicht, auf daß Ihr nicht gerichtet werdet! Vielleicht könnte ich von dem Splitterrichter reden, der den Balken im eigenen Auge nicht sieht . . . ich könnte fragen, wenn der Verkäufer strafbar ist, ob es dem mitschuldigen Käufer geziemt, ihn zu strafen . . . ob die mich laden, so reinen Herzens sind, daß es ihnen ziemt, Steine gegen mich aufzuheben . . . Ich will es nicht, ich will antworten . . . morgen sollt Ihr meine Antwort haben — bis dahin gönnt Ihr mir wohl Frist, in mein Inneres einzukehren und mich zu sammeln zu so wichtiger Erklärung."

„Das Concilium gönnt Euch neun Tage."

„Deren bedarf ich nicht," schloß Johannes mit

Hoheit, „morgen schon — zu dieser Stunde wird das Concilium meine Antwort haben!"

Die Cardinäle gingen betroffen, das Benehmen dessen, den anzuklagen sie gekommen waren, war nicht ohne Eindruck auf sie geblieben und es hatte fast den Anschein, als wären sie die Verurtheilten, die von ihrem Richter gingen. Johannes trat an's Fenster und las in der Anklage; seine Züge wurden immer düsterer ... dann ließ er das Heft sinken und starrte finster vor sich hin. „O Vergangenheit, Vergangenheit!" seufzte er tief auf. „Du bist unerbittlich ... unversöhnlich heftest Du Dich an meine Sohlen und willst mich von der Höhe herabziehen ... aber ich trotze Dir dennoch — ich schüttle Dich ab, wie den Staub einer mühseligen Wanderung ... ich schleudere Dich von mir mit Gewalt." Sein Blick blieb auf Florentin haften, der in einer Ecke an der Thür unbeachtet geblieben war und wieder auf den Knieen lag, wie im eifrigen Gebet. „Und weßhalb sollte ich verzagen?" fuhr er fort. — „Habe ich nicht hier ein Zeichen, daß die Vergangenheit auch verzeihen kann? Ich will es als ein solches annehmen und danach handeln." Er trat hinzu und legte dem Knienden die Hand auf's Haupt.

„Was thust Du, mein Sohn?“ fragte er mild.

„... Ich bete ...“ war die dumpfe eintönige Antwort.

„Und vergissest Du, was Dir noch obliegt? Du hast keine Zeit mehr zu verlieren und Dein Geschäft ist dringender geworden als zuvor — vom andern Ufer des Rheins soll dem Concilium morgen meine Antwort vernehmlich genug entgegen tönen! Geh ... doch ändere Dein Gewand, wenn Du in diesem den nämlichen Weg zurückkehren würdest, könntest Du leicht Verdacht erwecken.“

„Nein, nein,“ rief Florentin ängstlich und kreuzte die Arme über der Brust, als wolle er die Hand abwehren, welche ihn der Mönchskutte entkleiden wolle, „kein anderes Gewand! In diesem will ich wandern — es wird mich nicht verrathen, ich will kein anderes mehr tragen im Leben und wenn Ihr mich einmal mitnehmt nach Italien, dann macht, daß ein Kloster mich als bescheidenen Bruder nicht von der Schwelle weist ...“

„Wie, so jung schon willst Du das Leben von Dir werfen? Weil das Erste, was Du erfaßt, Dir nicht gelang, willst Du auch Alles aufgeben, was noch kommen kann?“

„Ich habe Alles gesehen, was das Leben bieten kann," sagte Florentin mit unheimlich leuchtenden Blicken, „und Alles war eitel! Die Liebe war unedel und das Große war hohl und so hinfällig Alles und so vergänglich, daß es nicht der paar Athemzüge lohnt, die es dauert ... Ich habe auf meinem Wege alles Elend des Krieges gesehen — brennende Häuser, erschlagene, verwundete, im Tod jammernde Menschen ... schreiende Weiber und verwaiste, hungernde Kinder und Noth und Elend und Tücke und Selbstsucht überall und in all' dem Elend keinen Halt vor der Verzweiflung, als daß Alles so hinfällig und vergänglich ist und daß darüber hinaus das kommen muß, was ewig ist ... Ich will nun daran denken auf all meinen Wegen und will beten ... beten ..."

„Thue denn, was Du nicht lassen kannst — rufe mir Hubert und mache Dich eilends auf den Weg! — Vergiß nicht, eh' der Morgen graut, muß der von Burgund am jenseitigen Ufer meiner warten, und Du sei mit dem Fergen bereit, der uns über den Fluß bringt ... Wichtiges ist in Deine Hand gelegt, aber ich bin ruhig, denn es ist Deine Hand!"

Gebeugten Hauptes, halblaute Gebetworte vor

sich hin murmelnd, schritt Florentin durch die Gänge der Veste. Mit befremdlichen, fragenden Blicken sah ihm der Castellan nach, als er an seiner Wohnung vorüberkam; der Alte sann einen Augenblick nach, dann griff er seinen Schlüsselbund vom Haken, winkte einen Knecht zu sich und folgte im leisen, eifrigen Gespräch dem Mönch durch das Thor und über die Brücke.

— Schon ging die Sonne über den Hardtwald hinunter; ihre letzten Strahlen blitzten in den Fluthen des vielarmigen Rheins, glänzten wieder von Zinnen und Fenstern der mächtigen Veste Breisach und gossen über die Berge von Freiburg ein letztes verglimmendes Licht, da schmetterte es wieder vom Wartthurm und kündete den Eintritt neuer Gäste. Herzog Friedrich hatte sich verdrossen und unmuthig in sein Gemach zurückgezogen, dessen düstere Dämmerung vollkommen übereinstimmte mit der Verfinsterung seines Gemüths: da flog ohne Meldung die Thür des Gemachs auf, Lichtglanz strömte herein und ein hoher Mann mit schwarzem, mächtigem Barte und in kriegerischer Rüstung trat ein, gefolgt von zwei Andern, deren dunkelfaltiger Talar die Männer der Gelehrsamkeit und Wissenschaft erkennen ließ.

[68]) Es war Ludwig im Bart, der Herzog von Baiern-Ingolstadt.

„Gott zum Gruß, Herr Vetter von Tirol," rief er, in seiner kräftig biedern Weise dem Herzog entgegentretend, „ich sündige auf unsere bewährte Freundschaft, daß ich so geradezu mit der Thür in's Haus falle — denke, es wird unter uns nicht nothwendig sein, daß erst die Hofleute hin und wieder laufen!"

„Ihr sagt ganz Recht, Vetter Ludwig," erwiderte der Herzog mit kühler Zurückhaltung, „daß Ihr von bewährter Freundschaft sprecht . . . Ihr habt sie mir bewährt: Ihr habt des Königs Ausgebot nicht überhört und nicht gezaudert, mir mein Elsaß wegzunehmen!"

„Ihr meint das arg," erwiderte der Baier lachend, „und doch ist es so, wie ich sage! Gerade dadurch hab' ich meine Freundschaft bewährt! Glaubt Ihr, es haben nicht gar manche lüsterne Augen nach dem schönen Elsaß geschielt? Darum haben ich und Ludwig von Kurpfalz rasch zugegriffen und ich denke, Eure Lande sind statt in Feindes Hand besser in der Hand eines Freundes, der sie bewahrt und gern wiedergibt, wenn Ihr mit dem König versöhnt seid, und um das zu Stande zu bringen bin ich hier . . ."

„Ich habe die Hand dazu geboten," rief Friedrich, „ich habe ordentlich Gericht verlangt . . . der König hat's verweigert!"

„Damit ist's zu spät, Vetter," entgegnete Ludwig und warf sich in einen Stuhl. „Mit Eurer Erlaubniß — wir sind tüchtig geritten! Ich fahr' Euch wohl durch den Sinn, daß ich das sage, aber es wird darum nicht anders! . . . Seht, Vetter, ich hab' Euch lieb gewonnen: drum fraß es mir am Herzen, als Alles über Euch herfiel, wie die Meute auf ein Edelwild; daß sie in Eure schönen Lande sich wie in eine leichte Beute theilten . . . Bis vom Gericht ein Spruch erfolgte, wär's auch zu lang! Bis dahin hätten sie sich Alle vollgesogen und festgesetzt, drum macht' ich's kurz und ging zum König und lag ihm an und sagt', er solle mir Vollmacht geben, da wollt' ich zu Euch reiten und mein Bestes thun, Euch zurückzubringen. Der König konnte zuletzt nicht anders: er willigte ein und diese gelehrten Herren hier sind mein Geleit — die sollen fertig machen, was meine ungelenke Zunge nicht zuwege bringt. Es sind zwei hochberühmte Lehrer an der hohen Schule zu Paris . . . wie sie heißen, hab' ich, bei meinem Bart, vergessen und mögen sie Euch am Besten selber sagen!"

„Erlaubt, Herr Herzog," sagte der Eine der Professoren mit steifer Verbeugung, „daß Jaques Daccheri, der Gottesgelahrtheit Meister, Euch seinen ehrerbietigsten Gruß zu Füßen legt!"

„Vergönnt mir das Gleiche," sagte der Andere, „ich habe mir die Rechte zum Studium erkoren: mein Name ist Jean Despars." [69])

„Dank für den guten Willen, werthe Herren," entgegnete Friedrich, „bedaure nur, daß Ihr durch denselben nichts erreichen konntet, als die vergebliche Mühe des weiten Weges!"

„Hört doch erst, was der König verlangt!" rief der Bärtige. „Ihr sollt Euch erst ohne Rückhalt unterwerfen und das Schätzel, das Ihr mitgenommen habt, zurückgeben — dann soll nichts zu hoch sein, was Ihr nicht erwarten dürft von seiner Gnade."

„Eines Sigmund Gnade ist ein gefährlich Ding," erwiderte Friedrich bitter. „Kennt Ihr die Fabel vom Fuchs und von der Löwenhöhle? Er blieb draußen, denn alle Fußtritte führten hinein und kein einziger heraus!"

„Ihr thut dem König Unrecht, wie er Euch," rief Ludwig dagegen. „Seid eben Beide erbittert und unwirsch! Ich kenne den König auch . . . er will

das Recht! Hab' selbst einen schlimmen Handel mit Herzog Heinrich, meinem Vetter, von Landshut, hab' mich aber aller Selbsthülfe begeben und dem König übertragen, Recht zu sprechen, und er wird es thun. Auch bei Euch wird er es thun und Ihr sollt bald dastehn in alter Macht und Ehre, dafür setz' ich Euch mein fürstlich Wort zum Pfand!"

„Ich kann es nicht annehmen, Herzog Ludwig — ich kehre nicht zurück!"

„Gebt nach, Vetter — Ihr seid zu weit gegangen; an Euch ist's nachzugeben!"

„An mir? Will ich doch nur ein Wort halten, das ich gegeben!"

„Eben daß Ihr's gegeben, war Euer Unrecht! Ihr hättet es nicht thun sollen, Ihr wart an Reich und König durch ältere Pflicht gebunden!"

„Das zu bedenken ist zu spät — es ist gegeben!"

„Nehmt mir's nicht übel — das ist Starrsinn, Vetter! Warum weigert Ihr Euch doch? Eurem Schützling soll nichts Uebles widerfahren: er soll an Gut und Leib und Leben ungefährdet sein, das ganze Concilium steht dafür ein! Und helfen — Pardioux, helfen könnt Ihr ihm doch auch nicht! Schon seid Ihr aller Eurer Länder fast verlustig, gebannt, ge-

ächtet . . . ein Fürst und Mann wie Ihr! Und wem nützen all' die ungeheuren Opfer, die Ihr bringt? Niemand! Der Pabst ist doch verloren und Ihr seid es mit!"

„So will ich es sein!"

„Pardioux!" rief der Herzog aufspringend. „Wenn das Alles Euch nicht bewegen kann . . . Ihr gelehrten Herren, dann mögt Ihr Euer Glück versuchen, ich bin zu Ende mit meinem Latein!"

Achselzuckend lehnte Friedrich in der Fensterbrüstung und starrte abgewandten Angesichts in das Dunkel der Nacht hinaus, in welcher aufblickende Helle und verdunkelnder Wolkenzug miteinander rangen wie in seiner Seele. Dacheri war vorgetreten und begann mit bewegtem, salbungsreichem Tone: „O edler Herzog . . . Sprößling eines Hauses, auf das die Christenheit von jeher mit Vertrauen geblickt: auf den sie nun hinsieht mit zweifelnder Furcht, wankender Hoffnung und ungläubigem Schauder — muß ich Euch erinnern, was Alles in dem kleinen Wörtlein Nein enthalten ist, das Ihr so hartnäckig aussprecht? Kennt Ihr die Mähre von jener Pandora, der die Heidengötter ein Gefäß geschenkt, das sie nicht öffnen sollte und doch geöffnet und aus welchem alles Unheil

in die Welt gekommen? Ein solches Gefäß ist dieses Euer Nein! — Muß ich Euch erinnern, wie die unselige Spaltung in der Kirche die ganze Christenheit erfüllt mit Elend. Betrübniß und Entsetzen? Das Heiligste in der Menschenbrust, der Glaube, soll zu einem Wahn und Gespött werden: der Friede der Länder wie der eines jeden Hauses steht auf dem Spiel! Der Ehe heiliges Band droht zu zerreißen, denn Niemand weiß zu sagen, ob eines rechten Priesters Hand es geknüpft — das unschuldige Kindlein, obwohl getauft, fährt hin dem Heiden gleich — wer weiß, ob ein rechter Priester es getauft! — Der Kranke, der auf dem Sterbebette in der letzten Stunde sich nach der letzten Tröstung sehnt, verzweifelt mit dem Glauben an den Priester, der sie ihm reicht, auch an seiner Hoffnung auf die Ewigkeit! . . . Und das ist noch nicht die ganze Tiefe des Abgrunds! Wilde Parteiung ergreifet Alles, denn es ist in den Menschen gelegt, daß er nicht gleichgültig bleiben kann und darf, wenn es sich um das Heiligste handelt, um den Glauben an eine vergeltende Ewigkeit . . . Alles entzweit sich: von Haus zu Haus, von Stadt zu Stadt entbrennt der Kampf, und das Elend des entsetzlichsten Krieges wälzt sich zermalmend dahin

über die trauernden Völker! . . . All' das ist der unseligen Kirchenspaltung unselige Frucht! Und der das Aufhören dieser Spaltung eigensüchtig verhindert, ist jener Afterpapst, den Ihr beschützt, und Ihr seid es, dem um dieses Schutzes willen all' der Jammer zur Last fallen wird vor dem Ewigen! . . . O edler Herzog . . . ich erbebe vor dem bloßen Gedanken, die Thränen und das Blut eines einzigen Menschen auf mir tragen und damit vor diesen furchtbaren Richterstuhl treten zu müssen: auf Eurer Seele werden Blut und Thränen lasten von Hunderttausenden, denn Euer Nein ist es, das sie fließen macht! . . . O sprecht es nicht noch einmal aus, edler Herzog! Als Fürst, als Mensch und Christ seid gebeten und beschworen, — sprecht es nicht aus und als ihren Wohlthäter werden Euch preisen Reich und Menschenthum und die ganze Christenheit!"

Friedrich schwieg, als der Redner erschöpft zurücktrat: er durchmaß das Gemach mit hastigen Schritten und lehnte sich dann, das Haupt in die Hand stützend, in unverkennbarer Bewegung in einen Stuhl.

„Mein verehrter Freund und Collega," begann Meister Despars, die eingetretene Stille benützend, „hat mit feurigen Worten zu Eurem Herzen geredet —

vergönnt nun auch dem Vertreter des kalten, nüchternen Rechts vor Eurer klaren Einsicht zu erweisen, von welcher Art das Versprechen sei, von dem Ihr Euch so unauflöslich gebunden glaubt! ... Ich könnte erwähnen, daß jener Johannes vom Concilium als ein der Ketzerei Verdächtiger angeschuldigt wird und daß Ketzern nicht Wort zu halten ist; — ich könnte anführen, das Concilium besitze die Gewalt, ein solches Wort zu lösen — aber ich bedarf solcher Nebengründe nicht. Das Wort, das Ihr gegeben, ist ungültig an sich und Ihr seid nicht gehalten, dasselbe zu erfüllen. Es ist ein alter Grundsatz — jedes Versprechen, etwas zu thun, was nach menschlichen oder göttlichen Gesetzen verboten ist, besteht nicht zu Recht. Pabst Johann durfte das Concilium, das er selbst berufen und dessen Autorität er also anerkennen muß, auch wenn sie gegen ihn gerichtet ist: er durfte es nicht verlassen, er mußte in Konstanz bleiben, und da er entfloh, beging er eine seiner Pflicht widerstreitende, eine verbotene Handlung ... die Hülfe, die Ihr ihm dazu geleistet, ist es also auch und Ihr seid vor Gott und Welt jeder Verpflichtung frei! ... Und wenn Ihr gestattet, weiter zu untersuchen, so muß ich unterscheiden, wem Ihr das Wort gegeben ... Einem Manne, der

schändlichsten Verbrechen angeklagt, deren zehnter Theil, wenn er erwiesen wird, ihn unwürdig macht . . ."

„Nichts davon!" rief Friedrich sich rasch erhebend. „Ich kenne Johannes besser, als Ihr Alle: ich kenne seine edlen Absichten und verachte diese aus früheren Zeiten mühsam zusammengesuchten Anklagen. Ihr habt Beide trefflich geredet, werthe Herren, aber Ihr habt nichts erreicht, als mir das Herz noch schwerer zu machen — nichts als daß ich mit getheilter Seele thue, was ich doch thun muß! Johannes ist mein Freund . . ."

„Nein, das ist er nicht!" rief der Bärtige aufspringend. „Der Hinterlistige hat Euch getäuscht, wie alle Welt! Als Ihr Costentz verlassen, ließ der König Eure Herberge besetzen; man fand Euren Kanzler, der nicht so schnell von hinnen gekommen, und viele Schriften . . . diese Briefe darunter, die ich schier vergessen und die Sigmund mir mitgegeben . . . Seht und lest! Er hat Euren vertrautesten Rath bestochen und hinterrücks mit ihm verhandelt gegen Euch . . ."

Friedrich war erblaßt; mit bebender Hand hielt er die Briefe, während sein Blick sie wie unsicher durchflog. „Intra muros!" murmelte er, „die Losung

des Verraths ist gut gewählt! In der That — das hab' ich nicht erwartet . . . Doch der Vorwurf trifft mehr den treulosen Diener, der seine Pflicht verrieth, als den Fremden, der ein taugliches Werkzeug gekauft . . . Das hätt' ich vorher wissen müssen, freilich wohl, dann wäre vielleicht Manches nicht so gekommen . . ."

„Nein, diese Verblendung geht zu weit!" rief Herzog Ludwig unwillig. „Welche Beweise soll man noch bringen, um Euch zu überzeugen, daß der Antichrist Euch in den Klauen hat!"

In diesem Augenblick ging die Thür des Gemachs auf und der Castellan eilte athemlos und wie außer sich herein: vor der Thür stellten sich Bewaffnete auf, in ihrer Mitte Florentin in der Kutte, aber ohne Gürtel um die Lenden, die Soldaten hatten den Strick abgenommen und ihm die Hände damit zusammengeschnürt. „Gnädigster Herr," rief der Alte, „abscheuliche Verrätherei — der Pabst will entfliehen!"

„Was sagst Du?" rief der Herzog, indeß Alle in Bewegung näher drängten. „Du bist verloren, Mensch, wenn Du nicht beweisest, was Du sagst."

„Es war mir schon längst aufgefallen," begann der Vogt wieder, „warum des Papstes Camerier gar

so häufig zum Besuch in meine Stube kam und sich gar zu gern mit meinen Schlüsseln was zu schaffen machte ... Vor ein paar Tagen sah ich diesen Mönch aus dem Schlosse gehen: ich kannt' ihn nicht und hatte ihn auch nicht herein kommen sehen ... mir kam's verdächtig vor und wie ich ihn heut wieder sah, schickt' ich ihm nach und ließ ihn greifen. Da kam's an den Tag, aus seinen verwirrten Reden ward es klar, er sollte nach Neuenburg hinauf die Burgunden holen, die dort auf den Pabst warten ... Seht her," rief er, die Kapuze des Gefangenen zurückziehend, „ob es nicht ein Diener des Pabstes ist ..."

„Florentin ..." stieß der Herzog hervor. „Bekenne, was geht hier vor?"

Aus den Augen des Jünglings glühte ein immer unheimlicheres Feuer. „Fraget nur — ich schweige!" rief er begeistert. „Ich habe gethan, was mir befohlen ward im Gebet! Der Gesalbte des Herrn soll entrissen werden aus Euren Händen — und wenn Ihr auch mich gebunden, seine Heerschaaren werden ihn führen durch die Reihen der Gottlosen!"

„Schnell!" unterbrach ihn Herzog Ludwig. „Eilt nach den Gemächern des Pabstes, daß er nicht inzwischen entfliehen kann!"

„Dafür ist gesorgt, Herr Herzog!“ entgegnete der Vogt, „Ich habe alle Zugänge in der Stille besetzen lassen!“

„Ist es denn möglich?“ rief Friedrich, der wie in einem Traume befangen, vor sich hingestarrt. „Es ist nicht — es kann nicht sein! Da ich mich völlig für ihn hingegeben . . . da ich Alles für ihn geopfert, Macht und Land und Ehre, denkt er daran, heimlich zu entfliehen? Er will sich von mir trennen und mich meinem Schicksal überlassen . . . Hinweg, das kann ich nur mit meinen eigenen Augen glauben!“

Er stürmte auf den Gang, Alle folgten. Man sah den Corridor hinab, an dessen Ende die Zimmer des Pabstes lagen; rasch war alles Licht bei Seite gebracht, nur vor einem Kreuzbilde gegenüber der Treppe an welcher Johann vorüber mußte, brannte eine matte Lampe.

„So glaubt jetzt Euren Augen,“ flüsterte der Bärtige dem Herzog zu und deutete in den Gang, wo eine Thür sich leise öffnete; zwei Männer traten heraus, in weite Mäntel gehüllt, breitkrämpige Reiterhüte auf dem Haupt. Als sie in die Nähe der Treppe kamen, tauchten plötzlich vor und hinter ihnen Bewaffnete aus dem Dunkel hervor, Fackelschein be-

leuchtete das Ganze — Herzog Friedrich und Pabst Johannes standen sich wortlos gegenüber.

„Die Kette bricht!“ sagte Friedel dumpf; dann wendete er sich gegen die Abgesandten des Königs. „Euer Gefangener, Herr Herzog von Baiern!“ rief er und eilte von hinnen. [70])

Johannes hatte wie auf ein Gespenst auf Florentin gestarrt, der die gebundenen Hände zum Gebete hebend, wahnwitzige Worte vor sich hinmurmelt. „Er! Florentin, — mein ...“ flüsterte er in sich hinein. „Jetzt erkenne ich es unwiderleglich — es gibt keine Versöhnung mit der Vergangenheit ... jetzt ist mein Urtheil gefällt!“

— Einige Tage später wogte eine ungeheure Volksmenge [71]) vor dem Barfüßerkloster zu Costentz, in dessen Speisesaal die deutsche Nation ihre Zusammenkünfte und Vorberathungen zu halten gewohnt war. Bürger, Wappner, Volk und Edle drängten durcheinander und erzählten sich die große Neuigkeit, Herzog Friedrich von Oesterreich sei zurückgekommen und habe sich dem König ergeben auf Gnade und Ungnade. Im Refektorium selbst stand Sigismund in ausgesuchter Pracht, ihm zur Seite der Cardinal von Ostia als Vizekanzler der Kirche im Namen des ganzen Con-

ciliums und Graf Jörg von Hohenlohe, der Passauer Bischof als Kanzler des Königs. Der lange schmale Saal war überfüllt von Fürsten und Edlen, Bischöfen, Aebten und Doktoren, die Sigmund eigens geladen um Zeugen seines Triumphes zu sein. Hinter Sigmund standen Carl Malatesta von Rimini und die Botschafter und Gesandten der andern Fürsten und Republiken aus Italien.

Zu diesen wendete sich der König und sprach eifrig mit ihnen, während am andern Ende des Saales die Thür sich öffnete und Herzog Friedrich erschien, geleitet von Ludwig von Baiern und dem Burggrafen von Nürnberg: todesbleich, schwankend, ähnlich Einem aus dem Grabe Erstandenen. An der Schwelle ließen alle Drei sich auf ein Knie nieder, in der Mitte des Saales neuerdings und vor dem König zum drittenmale.

Mit dem Scheine der Verwunderung wandte dieser sich um und fragte: „Was begehrt Ihr?"

„Großmächtigster König," antwortete der Herzog von Baiern, „hier ist mein Vetter, Herzog Friedrich von Oesterreich! Auf sein Begehren bitte ich, ihm zu vergeben, womit er gegen Euch und das heilige Concilium gefehlt! Er übergibt sich selbst mit all seiner Herrlichkeit, Land und Leuten in Eurer königliche

Majestät Hände und Gewalt ... er ist bereit, Alles zu beschwören und zu halten, was Eure Majestät ihm auferlegt ..."

Da sprach der König. „Oheim, auch unser und des Reiches Fürst, Herzog Friedrich, wollt Ihr auch das thun, was Herzog Ludwig gesagt?"

Grabesstille waltete über dem Saale — sie trug die leisen bebenden Worte des Herzogs an jedes Ohr. „Ja ich will Alles halten, was Herzog Ludwig gesagt," erwiderte er, „und bitte Eure königliche Majestät um Gnade, Verzeihung und Barmherzigkeit!"

Ein Schauder durchlief die athemlose Versammlung; an jedes Herz pochte die Mahnung eigener Hinfälligkeit — sie ergriff auch des grollenden Königs Gemüth und mit bebender Stimme erwiderte er. „Uns ist leid, Vetter, daß Ihr Solches verschuldet habt! .. Höret denn den Unterwerfungsbrief und beschwöret ihn!"

Der Bischof von Passau las mit laut schallender Stimme, „daß der Herzog, nachdem er in die Ungnade des Königs gefallen, nunmehr sich selbst und alle seine Lande und Leute der Gnade des Königs übergebe; daß er den Pabst nach Costentz zurückbringen und dem heiligen Concilium übergeben wolle, nur mit dem Vorbehalte, daß ihm und den Seinen an Leib und Leben

nicht Gewalt angethan werde — bis dahin verpflichte er sich, als Geisel in Costentz zu bleiben; alle Amtleute, Bürger und Einwohner seiner Lande in Schwaben, Elsaß, am Rheine, im Breisgau, in der Grafschaft Tirol und dem Innthale sollen dem Könige Gehorsam leisten, bis er das erfüllt haben werde, und so er, wo Gott vor sei, es nicht erfüllen würde, seien alle seine Lande und Leute dem König verfallen auf ewig!"

„Placet!" sagte der Cardinal von Ostia, als der Brief gelesen war, der König aber wandte sich zu den italienischen Gesandten. „Ihr Herren aus Italia," sagte er, „Ihr wisset, daß die Herzoge von Oesterreich die mächtigsten in Deutschland sind — sehet nun und lernet, was ein König der Deutschen vermag! .. Ihr aber, Herzog Friedrich — wollt Ihr nun frei und ungezwungen schwören, Alles zu halten, was dieser Brief enthält?"

Herzog Friedrich erhob die Hand und leistete den Schwur in die Hände des Passauer Bischofs.

... Während dessen war ein Mann auf schaumbedecktem Rosse die schmale Straße herab und vor das Kloster gesprengt. „Laßt mich hinein!" rief er, fast vom Pferde stürzend. „Ich muß hinein — jeder Augenblick gilt hier Verderben ..."

„Laßt ab, Herr Wolkensteiner!“ rief ein Tiroler Wappner aus der Menge, „Wenn Ihr den Herzog abhalten wollt, kommt Ihr zu spät ... in diesem Augenblick hat er den Eid der Unterwerfung wohl schon geschworen...“

„Nein, nein,“ rief Oswald schmerzlich, „laßt mich hinein — so tief kann, so tief soll Friedel nicht sinken! Und hätte er die Hand schon erhoben zum Schwur, ich will sie ihm wieder herunterreißen . . .“

Das Gedränge an der Pforte theilte sich, aber der Saal im Kloster war überfüllt; es war unmöglich, durch die Thür zu gelangen. Oswald stürmte nach dem Hofraum in den Kreuzgang des Klosters, er blickte durch ein Fenster des Saales — er sah Friedrich vor dem König knieen und hörte die letzten Worte des Schwures. „Es ist, es ist!“ rief er und schlug sich im Uebermaß des Zornes und Schmerzes vor die Stirn. „Kein Zweifel mehr, an den ich mich noch klammern könnte . . . das Entsetzliche ist geschehen! Unwürdiger Mann, der seinem Worte widersagt! ... Unwürdig der Krone, unwürdig fremder Treue, wer treulos wird an sich selbst! O Friedel, Friedel ... hast Du gewähnt, Dich so zu retten aus Deiner Verlassenheit . . . jetzt erst bist Du verlassen, denn Du hast Dich selbst verloren! . .“

Er stürmte hinweg.

Ein vernichteter, gebrochener Mann trat Herzog Friedrich an seiner Gefährten Hand wieder über die verhängnißvolle Schwelle — da fiel, über die Häupter der Umstehenden hereingeschleudert, ein zusammengerollter Zettel ihm vor die Füße und eine Stimme rief: „Ein Gruß aus Tirol!"

Ein Diener hob das Blatt auf und überreichte es dem Herzog, der es mit vergehenden Augen entfaltete. Es enthielt nur einen kurzen Spruch . . .

Friedel und Oswald heut und eh',
Friedel und Oswald nimmermeh'!

Ende des zweiten Bandes.

Anmerkungen.

---

1) Die Stiftung erfolgte in der erzählten Weise, und zwar zuerst 1386, wo Leopold IV. Heinrich dem Findelkind einen Lob- und Freiheitsbrief zum Bau des Hauses ertheilte. Von 1386 bis 1414 war er auf der Wanderschaft durch ganz Deutschland, Böhmen, Ungarn ꝛc. Die sehr anziehende Erklärung Heinrichs siehe bei Seel, Geschichte der gefürst. Grafschaft Tirol Bd. III., S. 21.

2) Als Johannes bei Feldkirch in das Rheinthal hinab sah, sagte er: „Das sieht ja wie eine Grube aus, in der man Füchse fängt.“ Ulrich von Richental, Chronik des Conziliums z. Constanz. Augsburger Ausgabe v. 1536 S. XV. — Meichelbeck, Hist. Frising. Tom. II. p. 187. — Wessenberg a. a. O. S. 85. Beim Umwerfen des Wagens auf dem verschneiten Arlberg, fluchte er und rief: „Hier lieg' ich im Namen des Teufels! Warum bin ich nicht in Bologna geblieben!“ — Ibid.

3) Den Wahlvorgang erzählt so Wessenberg a. a. O. S. 64 nach der Chronik des Philipp von Bergamo.

4) Den Charakter Johannes schildert (Bischof) Wessenberg a. a. O. also: „Dieser, Neapolitaner, von Natur kräftig aber wild, anfangs in der Seeräuberei aufgewachsen; stets von ruchlosen Leidenschaften, vorzüglich von Herrschsucht getrieben, wegen Arglist und Kühnheit berüchtigt, hatte seine Wahl — der Sage nach, welcher aber seine kriegerisch wilden Sitten Glauben verschaffen — seiner Drohung mit Gewalt durch bewaffnete Macht und auch Geldspenden zu verdanken." Der Seeräuberei gedenkt Niem ausdrücklich pag. 8. — Menzel in seiner Geschichte der Deutschen, Stuttgart 1837 führt S. 476 ein Wort des Cardinals Peter d'Ailly an, der auf dem Constanzer Conzil eine große Rolle spielte, und welches lautet: „die Kirche sey so schlecht geworden, daß ein guter Papst gar nicht mehr mit ihr auskommen und daß sie nur noch durch Bösewichter regiert werden könne."

5) Für den Verfall der damaligen Geistlichkeit möge Wessenbergs Schilderung (a. a. O. S. 23 u. ff.) zum Belege dienen. Ein damaliger kirchlicher Schriftsteller sagt: „Si aliquis desidiosus est, opusque et laborem fugitans, ut in voluptuoso otio possit vivere, ad ecclesiam convolat. Tum libere ventri et gulae servire incipit, aleas talos et cauponas sectari videmus etc." (Nicolaus de Clemangis de corrupto statu ecclesiae bei Wessenberg) und der Geheimschreiber Kaiser Sigmunds, Eberhard von Windeck erzählt in dessen Lebensbeschreibung: „Wenn andere Lewte wachent und arbeitent, das sie sich erneren mit iren Kindern, so ligen sie mit iren gästen und gant müßig in der stat und etliche tragent vogel uf der Hand oder sie sitzen pei gutem Wine und spillen mit iren Wibern."

6) Aus einer gleichzeitigen Heidelberger Handschrift; abgedruckt bei Soltau, Einhundert deutsche Volkslieder. Leipzig 1836. S. 87.

7) „Am zinßtag vor Valentini da kam unserm Herrn dem König ein großes Thier, das was gefangen in Littowerland und sandt ihm das der König von Bolen und was gleich einem schwarzen graunen ochssen, wann das es ein größer haupt hette und einen kurzen dicken halß mit fast einer großen prust 2c. und schönere Hörner dann ein ochs 2c. und was größer dann ein groß strauß roß und nannt man es inn Bolen ein Chur." Richental XXXIII.

8) „An sant Timotheus tag was an einem sontag do lüd der Bischoff von Lunders auß Engelland all Räth zu Costentz in Burkhart Walhers Hauß 2c. und zwischen den essen machtent sy als unser Fraw gepar, und Josephen und die heyligen drey Kunig als sy ir opffer brachtent und der stern was gulden und ging vor jnen an einem sail und Herodessen, wie er den Kunigen nachsandt und die kindlin ertödtet und das alles auff das kostlichest mit kostlichem gewand und mit kostlicher gezierd. — Richental XXXII.

9) Die Preise der Lebensmittel waren verhältnißmäßig ungeheuer billig, wenn man auch die versammelten Menschenmengen nicht so hoch anschlägt, wie die Chronisten, welche meist vergrößern. So läßt Richental, als der Papst auf dem Münsterplatze den Segen giebt, 80,000 Menschen versammelt sein, während auf demselben kaum 8000 Platz haben. Die Preise sind bei Richental aufgezählt; darunter „ein pfund gutes ryndfleysch umb drei pfenning, ein pfund lambfleisch, das man wegen sol, syben haller; ein alt huhn, das best um drei plaphart; ein ay umb ein haller und nicht theurer; ayn maß guts malvasiers umb drey schilling pfenning, ein maß rynfal umb zwey pfenning — ain hasen um acht oder syben plaphart oder wie einer mocht."

„Darzu waren auch vil fremder becken zu Costentz, di stetigklich auf dem Markt buchen die hetten ringe und kleine öfenlin, die fürten sie auf stoßkärlin durch die stat und buchen darin ring und basteten und bretschelen — dero waren etlich erfüllet mit hünern, etlich mit vögeln, gewürz oder guter spezerey 2c." Richental S. XX.

10) „... und zogent wider in die statt die Künigin in des Bundrichs Hauß, der König in des Freyberger Hof, genannt Rippenhauß." Richental XVIII.

11) Die Neugier führte eine Menge Adeliger herbei, namentlich aus Tirol, wo eine Menge Höfe in Volkshände kamen und in dem Einen Jahr 1414 mehr Gutsverkäufe von Edelherren gemacht wurden, als sonst in zehn Jahren. Weber a. a. O. S. 259.

12) Näheres über Kaspar Schlick ist zusammengestellt bei Aschbach a. a. O. Bd. 4 S. 428 u. f. Hier nur die Stelle aus Windecks Chronik: „Caspar Schlick war eines purgers sohn aus Eger 2 und hort nymant eins purgers son zu deutschen Landen so mechtig werden."

13) Richental, bei Beschreibung des Einzugs des Königs, S. XVIII. nennt sie die „Künigin von Wossen" und erwähnt sie bei jeder Gelegenheit in der nächsten Umgebung der Königin. S. XXIV.

14) Richental a. a. O. XXX.

15) Ueber Pippo vergl. Aschbach Bd. IV., Anhang S. 411 u. f. und Richental S. IIII., welcher ihn so einführt: „ist sein land inn Unger zu allernyderst gegen der eyßninen Porten und stoßt an die kleinen Walachy und an das Land zu Sybenbürgenn und ist an dem gemerck da stätigklichen die Türken einziehend so sie inn Ungarland wöllent und da rauben ꝛc.“

16). Eine Aeußerung, die Sigmund selbst über seine Frau gemacht haben soll. Zinkgref Apophtegmata deutscher Nation Th. I. S. 57. Aeneas Sylonis sagt: Saepe in adulterio Sigismundus Barbaram comprehendit sed adulter ignovit adulterae. — Er sagt, sie war egregii mulier corporis, procera, candida, sed maculis quibusdam faciem fuit laesa. Multum ei studium quaerendi decoris. S. Wessenberg a. a. O. Bd. II. 75, Anm. — Aschbach Bd. 4 S. 391, Anm.

17) Aeneas Sylvius, der nachmalige Papst, erzählt: Erat s. licet grandaevus etiam in libidinem pronus, matronarum alloquiis admodum delectabatur et femineio blandimentis gaudebat. Nec suavius illi quicquam fuit illustri aspectu mulierum. D. duob. amant. — Den Vorgang zu Siena siehe bei Aschbach Bd. 4 S. 441.

18) Die Ritter von Schwangau (Schwanstein) hatten damals auch in Tirol große Besitzungen und waren in stetem Verkehr mit dem dortigen Adel. Das Geschlecht zählte mehrere berühmte Minnesänger, namentlich Hiltebold 1125—1175. Die Zusammenkunft Oswalds mit Margarethe von Schwangau, deren Schilderung und ihre schwärmerische Liebe zu dem viel älteren Manne ist ausführlich geschildert bei Weber S. 271 u. 263.

[19]) Friedrich war in erster Ehe mit Elsbeth, der Tochter des römischen Königs Rupprecht vermählt (1406), die aber schon nach drei Jahren starb. Seine zweite Gemahlin war Anna von Braunschweig. Wann die Ehe geschlossen wurde, giebt Brandis S. 192 nicht an; zur Zeit des Conzils war sie jedoch schon vollzogen, da Anna mit Friedrich nach Constanz kam.

[20]) Die Lieder Oswalds sind reich an zärtlichen Schilderungen seiner „schönen Schwäbin"; von dort stammt auch die stete Bezeichnung Gretly. Weber a. a. O.

[21]) Die Hauptmänner in Conzilium von Seite der Opposition gegen den Papst, Aschbach Bd. 2 S. 15, 44, 48. Gesch. u. Beschreibg. d. Stadt Constanz n. Eiselin S. 78. Wessenberg Bd. 2 S. 107.

[22]) Diese Vision ist erzählt in der „Reformatio ecclesiastica," welche Sigmund entworfen haben soll, die aber zweifellos nicht von ihm herrührt. Bei Aschbach Bd. 4 S. 421.

[23]) Als Sigmund nach Constanz kam, hatte der vorher schon eingetroffene Papst Johann fast Alles für sich gewonnen: der Gedanke, die Abstimmung nach Nationen einzuführen, entwand ihm diese Macht mit einem Schlage und gab sie den Gegnern in die Hände. Aschbach Bd. II. S. 48. — Wessenberg 114 u. f.

[24]) Sigmund war von den empörten und in eine Menge Parteien gespaltenen Ungarn, welche sich für die verschiedenen Kronbewerber gebildet hatten, gefangen genommen worden und wurde heimlich befreit, ohne daß von den darüber bestehenden

Sagen die wahre ermittelt werden könnte. Jedenfalls war Oswald ein vertrauter Anhänger Sigmunds; er hatte ihn schon als Markgrafen von Brandenburg auf seiner Preußenfahrt kennen gelernt und hatte unter ihm in der furchtbaren Schlacht bei Nikopolis gegen Bajazeth gefochten. — Aschbach Bd. I. S. 103, 130. — Weber S. 120. — Der Tanz und Gesang in maurischem Gewand fand nicht in Constanz statt, sondern in Spanien und zwar unter so ungeheurem Beifall, daß er den Namen „der Visconde von der Türkei" erhielt. Er wurde in dem maurischen Gewande durch die Straßen geführt und das Volk rief: „Es lebe der königliche Dichter!" — Weber 280.

25) Johannes wurde unter Anderm auch beschuldigt, seinen Vorfahr, den greisen Papst Alexander durch Gift aus dem Wege geräumt zu haben. Wessenberg S. 152.

26) Theodor von Niem sagt über die Bestechungen und Eidesentbindungen Johanns S. 36: Et ut ipse Balthasar suum desiderium in hac parte absque suspicione secundum se atque commodius adimpleret, saepe pro illis suis, qui sibi secreta revelabant, media nocte mittere eosque ad se accersiri fecit, ab solvendo eos a perjurio et investigando ab ipsis secreta hujusmodi etc.

27) Die Schilderung der Ausschweifungen Cossas als Legat zu Bologna übersteigt allen Glauben. Niem p. 3. Seine Grausamkeit betreffend, heißt es daselbst p. 10: homines utriusque sexus et quibus etiam proditionis aut seditionis vel aliorum maleficiorum culpas imposuit de die in diem mactari fecit. Quod si omnes illi viverent, vix in aliquo parvo municipio vel oppido possent commode habitare.

28) Eine wirkliche Aeußerung Johanns. Weber.

29) Unter den gegen Johannes erhobenen Anklagepunkten befand sich auch jener der Ketzerei. Dieselbe soll darin bestanden haben, daß er die Unsterblichkeit der Seele läugnete, was indeß Platina, Gesta Pontif. Rom. Venetiis 1682 bezweifelt. Deinde adferuntur quidam etc. Bei der Verhandlung der Anklage erhob sich Niemand, Johannes zu vertheidigen, nur gegen die Beschuldigung der Ketzerei machte der Cardinal Fillastre einen schwachen Vertheidigungs-Versuch, der aber ebenfalls bezweifelt wird.

30) Diese merkwürdige Unterredung erzählen alle Quellen ziemlich übereinstimmend. Das Gerücht, daß der Papst entfliehen wolle, war allgemein verbreitet; Sigmund stellte Herzog Friedrich deßhalb zur Rede, der aber Alles widersprach und ging dann noch spät Abends zu Johann. Aschbach Bd. 2 S. 61 u. Anm. — Niem p. 40.

31) Nach Niem erklärte Johann, nachdem der König sich entfernt hatte, dessen Besuch damit „quod de ipso Balthasaro quaereret, per intermedias personas pecunias sibi tradi, ut eum in papatu conservaret. Niem erklärt es für unwahr; Andere behaupten es. Gewiß ist jedenfalls, daß Sigmund, wenn er auch dießmal kein Geld wollte, doch früher solches von Johann entlehnt hatte. Er war „durch täglicher kosten des Concilii und anderer Dinge halb an barschaft erschöpfft und yemerdar notig.“ Ein Anderer sagt: „Wohin er immer kommt, da bettelt er und lebt von Schuldenmachen.“

32) Niem sagt: Et ad hoc dictus Balthasarus respondit, quod nullatenus nisi concilio dissoluto ab hinc recedere

vellet, credens forte quod eo recedente illud dissolveretur omnino. p. 40.

[33]) Sigmund, richtiger ein Beschluß des Conzils, hatte wegen der befürchteten Flucht Johanns alle Thore sperren lassen und dieser absichtlich einen Cardinal veranlaßt, eine Scheinabreise zu versuchen, die aber sich als unmöglich erwies. Die Engländer schlugen vor, sich des Papstes zu versichern, es unterblieb aber, weil die Franzosen sich widersetzten. Wessenberg II. 136.

[34]) Ulrich von Richental in seiner anmuthigen Chronik giebt S. 194 u. f. eine genaue Aufzählung aller anwesenden Fürsten, Grafen, Ritter 2c. aus den verschiedenen Ländern sammt deren Wappen.

[35]) Johann in seiner Verlegenheit griff zu dem sichern Mittel, Uneinigkeit und Eifersucht unter den Nationen zu veranlassen und sie dann zu beherrschen. Der französische Gesandte und Ludwig von Bayern vermittelten aber. Aschbach II. 59. Richental 32.

[36]) Die Freude und die überschwenglichen Feste bei Abgabe dieser Erklärung schildert Aschbach Bd. II. S. 53. Wessenberg II. 133. Die Glocken hatten tüchtig zu thun; nach Richental wurden bei jedem festlichen Anlaß stundenlang oft mitten in der Nacht die Laudes gelautet.

[37]) Ueber die Oertlichkeiten von Constanz und insbesondere den Ort des Turniers giebt Eiselin Aufschluß, Begr. Nachweis des Platzes bei der Stadt Konstanz, auf welchem Hus 2c. verbrannt wurde. Const. 1847

38) Richental sagt S. 203: „Wechsler on Florentzer warend acht und funffzig.“ Dazu „Apentegger, die ze Gaden stuondent, mit 300 Personen, iro waren 16 maister; goldschmid die ze gaden stuondent, 1022. Prusuner (Posauner), Pfifer, Fidler und allerlai spillüt 1700.“ Der Verkehr muß also ein sehr lebhafter gewesen sein. Die Juden waren von jeher ziemlich zahlreich in Constanz; am Ziegelgraben hieß ein Thurm nach ihnen. Eiselin Gesch. v. Const. S. 32. Friedrich verkehrte viel in eines Juden Haus, „in der wannen“ genannt. Richental S. 45.

39) „... hat einen grawen Mantel und ein grawe zwyfalte Kappen und den zipfel umb sein Haupt gewunden, das man je unter den Augen nit gesehen mocht und het Ein Armbrost an seyner Seytten als ob er eines hern Knecht oder eyn bott und rayt vor ihm ein klainer Knab auch verbunden, daz sein nymand achten kund noch erkennen.“ Richental p. 45.

40) „An sant Benedikten abent nach der vesper, do stach Hertzog Friedrich von Oesterreich mit dem jungenn Graffen Friderich von Cylin, auf dem innern aussern feld, umb etwa vil kleinat und meint man, er thet es darumb daz man dy hinweg reitten Bapst Johannis desto minder achtete. Und do er sich geleich verbunden hett und der Graff auch verbunden hett und ee das der stich geschahe, do kam zu Herzog Friederichen seiner diener einer der raunet ihm inn den helem wie das Bapst Johannes hinweg wer ... und ritt inn die stat inn eines juden hauß, in der wannen. Richental p. 45.

41) Nach Richental war es Lupfen, der den Herzog so zur Rede stellte: „entbott ihm, hett er ein söliche sach on jn angefangen, das er sy dann on jn auch außruchte.“ A. a. O.

42) Und weiter: „Da kam zu jm Hans truckfäß von Dießenhoven, genannt Molle, sein Diener und sahe jn an und sahe das er erschrocken was und handlet in ubel mit worten und sprach: Ir erschrockener her, waz habt jr gethan und warff jn bald auff ein pferd und nam er auch eines und nit mer dann einen knaben mit jnen und rittent zu Augustiner thore aus und den graben umbhen gen Schaffhausen dem Bapst nach."

43) Das Entsetzen über die Flucht des Papstes war allgemein und hatte völlige Verwirrung verbreitet; die Wohnung des Entflohenen wurde geplündert und man hatte Grund, einen Aufruhr zu fürchten. Die Wechsler, Krämer ꝛc. schlossen ihre Läden und wollten fliehen, das muthige Einschreiten Sigmunds verhinderte aber noch Schlimmeres. Aschbach II. S. 63. — Richental erzählt S. 45 ausführlich, wie er mit vielen Posaunern und fürstlichem Geleit in der ganzen Stadt umher ritt und beruhigte und versicherte „es sclt auch menigklich leybs und guts sicher sein un solt auch nymant darob erschrecken; des ward menigklich fro und lobten damit unsern herren den König faste und sprachend, were es in Wälschen landen beschehen, so wären sy gantz umb jr hab und guot kommen. Und also auff das Ruffen und auff die sicherheyt, do schlussen sy jr gädmer und wächselbänck wider uff und hetten wider fail als vor."

44) Der Urkunde entnommen bei Brandis S. 87 und Lichnowsky V. 169. Das Anschlagen an den Kirchthüren erzählt Richental a. a. O.

45) In einer Stunde von Völs erreicht man Seiß am Seisserbach; rechts an demselben hinauf kommt man in die ehrwürdigen Schatten des Hauensteiner Waldes, darüber die kühn aufsteigenden Dolomit-Hörner des Schlerngebirgs. Hier ist der

Sage nach der in den alten Heldenliedern so viel besungene „grüne Tann." Hier hauste Oswald, dem die auf einem einzelnen höchst romantischen Felsen gelegene Burg Hauenstein zugefallen war, mit seiner jungen Frau in dichterischer Zurückgezogenheit. Schaubach, Deutsche Alpen Th. IV. S. 113 sagt: „Fast schauerlich erscheint ein Hinblick auf die graue Felsenburg in den dunklen Tannen; steht man aber oben, und lugt hinaus aus dem grauen Gemäuer, so strahlt Einem Wonne und Freude aus den paradiesischen Auen entgegen, die in der Tiefe ausgebreitet liegen." Weber S. 310 und 318 und viele Stellen in Oswalds Gedichten.

46) In diesem Anzuge ist Oswald in der einen Handschrift seiner Gedichte abgebildet. Weber, Osw. Ged. S. 17.

47) Diese Vorliebe für persische Rosen, so wie alle weiter benutzten Einzelheiten aus Oswalds Jugendleben und seinen Fahrten sind seinen Gedichten entnommen. Weber a. a. O.

48) Ein Ereigniß, das Oswald wirklich von sich erzählt. Weber a. a. O.

49) Aus Oswalds Gedichten mit geringer Veränderung und einiger Zusammenziehung:

Ain gut geboren edlman
warb umb ain freulein wolgetan
etc.

Bei Weber S. 131.

50) Am Schlern befindet sich eine Kette des wunderbarsten Gezacks und Geklüfts, das die Einbildung sich nur vorstellen

kann, ganz wie aus weißen Dolomitfelsen gezimmert. Daran reiht sich in ununterbrochenem Zusammenhang die rothe Wand, eine rothe Felsbank, wie die Eisränder an einem Flusse, wenn das Haupteis sich gesenkt hat. Die sonderbare Gesteinbildung heißt der „Rosengarten." Schaubach a. a. O. S. 119. — Das Land Tirol Bd. 2, 227.

51) Die Sage vom König Laurin und seinem Rosengarten ist einem altdeutschen Gedichte entnommen: „Von Kunich Laurine und sinem rosengarten den er zoch zu Tyrold in der wilde und wie in bezwang her Dieterich von Berne." Es gehört wohl unbestreitbar zu den zarten und besten Dichtungen des Mittelalters und zeichnet sich durch kunstreiche Anlage wie einfach schöne Ausführung vor Vielen aus. Es stammt vermuthlich aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts und schließt mit einigen Zeilen (deren Aechtheit übrigens nicht zweifellos ist) worin Heinrich von Ofterdingen sich als den Verfasser nennt. König Laurin oder Der Rosengarten in Tirol, herausg. v. J. V. Zingerle, Innsbruck 1850.

52) Die Hauptleute waren der Bischof von Brixen für sein Gebiet; Peter von Spaur von Bozen bis an die italische Gränze; Michael von Wolkenstein für das Eisackthal; Ulrich von Starkenburg für das Vintschgau und das Burggrafenamt, Hans von Freundsberg für das Innthal von Finstermünz bis an den Ziller. Die Vereinigung erfolgte am 6. Mai 1416 und wenn auch Weber sich noch so viele Mühe giebt, die Edelherrn von der Beschuldigung der Empörung weißzuwaschen, ist seine geschraubte Argumentirung doch nicht stichhaltig gegenüber Andern, die als Tiroler doch nicht Anstand nahmen, das Kind beim rechten Namen zu nennen. Weber a. a. O. und 298. Brandis S. 119.

sammtlicher Bedrohung ermahnt, still zu liegen in dem Zwiste zwischen ihm und seinem Bruder." Ernst wendete sich sogar an das Conzilium, und jammerte über den ausgearteten Bruder; dieses dankte in einem verbindlichen Antwortschreiben. Durch mehrere Verträge von 1416 und 1417, namentlich durch den zu Kropfsberg abgeschlossenen wurde der Friede unter ihnen hergestellt. Brandis 123 u. f. und besonders Hormayer a. a. O., auch Weber im VII. Buch, doch unverkennbar tirolischer Schönfärberei sich befleißend.

64) „Auf einem Berge, welcher aus den Gefilden, die das alte Vindonissa bedecken, zwar nicht gar hoch aber steil und mit Wald bewachsen" emporsteigt, stand Habsburg, das Stammhaus des unglücklichen Herzogs. Heinrich von Wolen trug es von ihm zu Lehen. Als er sah, was rings umher geschehen, schwur auch er zu Handen des Reiches der Stadt Bern gewärtig zu sein. Brandis 94. — Der Verlust desselben, sowie des sammt dem Hausarchiv in Rauch aufgegangenen Schlosses Baden schmerzte und beugte ihn am meisten.

65) Oben Anmerk. 60. — Diese Flucht hat Johann wirklich ausgeführt, nachdem er den Abgesandten des Conzils Tags zuvor erklärt hatte, am andern Tage sollten sie Antwort haben. Er kam auch wirklich nach Neuburg, in die Nähe der Burgunder: als es aber hieß, die Basler, von Sigmund veranlaßt, wollten das Schloß stürmen, überredete ihn der Hauptmann, durch das Vorgeben, daß dasselbe zum Widerstande zu schwach sei, nach Breisach zurückzukehren, wo er wieder mit den erst nicht wenig bestürzten und nun desto erfreutern Abgeordneten des Conzils zusammentraf. Brandis 96.

66) Die Absendung hatte zunächst den Zweck, den Papst nach Constanz zurückzubringen oder ihn zur Benennung von Bevoll-

mächtigten zu vermögen, mit denen wegen seiner Cession unterhandelt werden könne, da er die feierlich gegebene Abdankung unmittelbar nach seiner Flucht als erzwungen für ungiltig erklärt hatte. Brandis 95. — Aschbach II. 87. Er empfing die Gesandten morgens, im Bette liegend in sehr unanständiger Stellung und gab ihnen obigen Bescheid. Wessenberg Bd. 2 S. 150.

67) Nachdem Johann sich lang geweigert, Bevollmächtigte nach Constanz zu schicken, that er es endlich insgeheim: nun wurden dieselben aber nicht mehr zugelassen und die Drohung eines förmlichen Prozesses gegen ihn verwirklicht. Eine aus 23 Mitgliedern bestehende Commission wurde ernannt, um die Zeugen über die vielen Anschuldigungen abzuhören, welche von den Promotoren und Anwälten des Conziliums erhoben worden waren. Die Anklage-Akte bestand aus etwa 70 Punkten, wovon durch Beschluß des Conzils 20 — obwohl erwiesen — aus dem Grunde weggelassen wurden, „um die Ehre der Kirche und der Kardinäle zu schonen." Der Skandal war aber wohl nur wenig geringer, als die übrigen in der eilften öffentlichen Sitzung des Conzils vorkamen. Sie wurden nahezu sämmtlich erwiesen. Wessenberg a. a. O. 150 u. f. Aschbach II. 89.

68) und 69) Friedrich hatte immer versucht, auf gütlichem Wege wieder in Besitz seiner Lande zu kommen und mehrmals um ordentliches Gericht gebeten. Der Markgraf von Hochberg und die Räthe von Basel und Strasburg hatten sich der Vermittlung angenommen, richteten aber nichts aus und die Friedrich günstigen Fürsten, mit Sigmunds Stimmung und Absicht vertraut, fanden es hoch an der Zeit, daß er um Gnade nachsuche; es könne ihm sonst geschehen, „daß er ergriffen und auf eine Feste gesperrt würde bis er verdürbe." Ludwig im Bart war immer Friedels bester Freund gewesen. Lichnowsky V. 172. — Aschbach II. 77. — Brandis 99. Letzterer schildert den

Charakter der ganzen Unterredung sehr gut. — Die Meister Despars und Dacheri waren Deputirte der Pariser Universität.

70) Nach Brandis schwankte Friedrich lange, bis er sich zur Nachgiebigkeit entschied. Daß Johanns Benehmen daran mit Schuld war, geht aus einem Briefe desselben hervor, den er an das Conzilium schrieb, als dasselbe ihn aufgefordert hatte, dem Papst keinen Schutz angedeihen zu lassen. Er schrieb darin „jetzt da er von der unwürdigen Flucht erfahren, werde er ihn nicht schützen, sondern dem Conzilium treu bleiben.“ Aschbach II. 87. Er überlieferte ihn übrigens nicht so geradezu, sondern verpflichtete sich, ihn bis Donnerstag vor Pfingsten nach Constanz zu bringen. Vergebens bat Johann und machte Versprechungen und Anerbietungen; er ritt mit Ludwig nach Constanz, nöthigte ihn mit ihm zu gehn bis Ratolfzell, wo er den königlichen Bescheid abwartete. Brandis S. 100. Wie Weber dazu kommt, die Auslieferung des Papstes in Abrede zu stellen, ist wohl nur durch seine Schönfärberei erklärlich.

71) Dieser erschütternde Vorgang ist fast wortgetreu den alten Berichten nacherzählt. Richenthal's p. 58 schmucklose Erzählung ist wohl eine Hauptquelle. — Aschbach II. 79. — Lichnowsky V. 175. — Brandis 103.

Inhalt des zweiten Bandes.

71
72
94
100
118
133
150
216
270